

Univ.-Bibl. Frankfurt/Main

2191804

DISKUS

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Aus dem Inhalt:
Geldsorgen - mal anders - Volontäre der Pädagogik - Aufgewärmter Tiger - Bemühungen um Brecht - Die vergessene Ostpolitik - Pope sticht in See.

7. Jahrgang - Heft 9 - Preis 10 Pfg. November 1957 Verlagsort Frankfurt a. M.

Geldsorgen - mal anders

Verlegene Mienen zeigen die Experten, wenn man heute, ein halbes Jahr nach der Bewilligung und kurz vor Beginn der Studienförderung nach dem Honnefer Modell, ein Gespräch über die soziale Lage der Studenten führen will. Gerüchte, wonach noch nicht einmal die dem Bund abgetrotzten 30 Millionen an den Mann gebracht werden können, sind in der Öffentlichkeit bekanntgeworden. Sie haben Mißvergnügen bei den Befürwortern eines „Studienhonorars“ und kaum verhohlene Schadenfreude bei den Gegnern einer großzügigen Förderung durch Stipendien ausgelöst. Alle Untersuchungen und Statistiken erscheinen nicht zutreffend, die zu dem Ergebnis gelangten, daß rund 50 Prozent aller westdeutschen Studenten ihr Studium ohne fremde Hilfe oder ohne berufsfremde Werkarbeit nicht beenden können. Auch der Einsichtige ist zunächst verblüfft. Was ist geschehen?

Es wäre zwar leicht, aber der Sache nicht angemessen, über die hintergründigen Vorgänge im Verband Deutscher Studentenschaften im Hinblick auf die Studentenförderung eine böse Glosse zu schreiben. Mag man auch den VDS als Spielplatz außerstudentischer lobbyistischer Interessenvertreter ansehen, so bleibt doch die Hilfeleistung für sozial Schwache sein Verdienst. Unbezweifelbar seriöse Instanzen, wie die Konferenz der Kultusminister, die Rektorenkonferenz und auch der Beauftragte des Innenministeriums, haben die Lage der deutschen Studenten an unseren Hochschulen als „Notstand“ anerkannt. Außerdem legitimieren sie die studentischen Forderungen durch ihre entscheidende Mitarbeit an dem Förderungsmodell. — Freilich gelangten diese Bemühungen durch die Forderungen des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes nach einem von der „gesellschaftlichen Funktion der jungen Intelligenz“ abzuleitenden Studienhonorar in die fatale Nachbarschaft parteipolitischer

Spekulation. Der gesamte Plan schien gefährdet, als maßgebende Politiker der Christlich-Demokratischen Union im Honnefer Modell verborgene Tendenzen zum Wohlfahrtsstaat zu erblicken glaubten und nun ihrerseits die Stipendien verwarfen und dafür zinsfreie Darlehen befürworteten.

Schließlich gelang der Kompromiß. Für das Haushaltsjahr 1957/58 wurden 30 Millionen zur Förderung nach dem Honnefer Modell zur Verfügung gestellt. Der Vorsitzende der westdeutschen Rektorenkonferenz legte in einem Schreiben an die Mitgliederversammlung des VDS seine Vorschläge für die Durchführung dar, wohl in der Absicht, den VDS für den Plan zu gewinnen, diese 30 Millionen nur der Anfangsförderung, d. h. zu einer Förderung der ersten drei Semester und vielleicht einem Semester Hauptförderung, vorzubehalten. Auf diese Weise hätte ohne Zweifel der Bund dazu bestimmt werden können, eine jährliche Aufstockung der Mittel des Gesamtprojekts des Honnefer Modells vorzunehmen. Dieser taktisch kluge, wenn auch für ältere Semester nicht gerade erfreuliche Vorschlag wurde verworfen. So werden, nach der Anweisung des Bundesinnenministeriums, vom laufenden Semester ab alle bereitgestellten Mittel zur Anfangs- und Hauptförderung gleichzeitig verteilt. Der Kuchen wurde entsprechend der Hörerzahlen an die verschiedenen Universitäten und promotionsberechtigten Hochschulen verteilt. Für Frankfurt betragen die Förderungsmittel ungefähr 1,2 Millionen. Die Tatsache, daß es an einigen Universitäten (auch Hessens) offenbar schwierig ist, die Förderungsmittel ihrer Bestimmung gemäß an den Mann zu bringen, gibt jedoch jenen Kreisen nicht recht, die daraus einen geringeren Bedarf abzuleiten versuchen.

Es gibt für dieses, nicht selten mokant belächelte Faktum plausible Gründe, die wert sind erwähnt zu werden. Viele (Fortsetzung auf Seite 11)



Wohlstand verpflichtet

Volontäre der Pädagogik

„Der beste Referendar ist ein körperlich gut durchtrainierter Schwachkopf, der gut wider- und vorzukauen versteht“, war das makabre Fazit eines jungen Studienreferendars nach seinen ersten Erfahrungen im Mahlwerk der praktischen Oberschulpädagogik. Diese Depression beruht vielleicht auf der gleichen Ursache, wie sie ein berühmter Frankfurter vor 130 Jahren schon für seine Zeit festgestellt hat: „So zum Beispiel kann ich es nicht billigen, wenn man von den studierenden künftigen Staatsdienern gar zu viele theoretisch-gelehrte Kenntnisse verlangt, wodurch die jungen Leute vor der Zeit geistig wie körperlich ruiniert werden. Treten sie nun ein in den praktischen Dienst, so besitzen sie zwar einen ungeheuren Vorrat an philosophischen und gelehrten Dingen, allein er kann in dem beschränkten Kreis ihres Berufes gar nicht zur Anwendung kommen und muß daher als unnütz wieder vergessen werden. Dagegen aber, was sie am meisten bedürfen, haben sie eingebüßt: es fehlt ihnen die nötige geistige wie körperliche Energie, die bei einem tüchtigen Auftreten im praktischen Verkehr ganz unerlässlich ist.“ (Johann Wolfgang von Goethe zu Johann Peter Eckermann am 12. März 1825.)

Das Parkett, das der Studienreferendar betritt, ist in der Tat glatt, wenn er nach dem Studium für zwei Jahre einem Studienseminar und einer Oberschule zugewiesen wird. Während dieses Vorbereitungsdienstes erfährt er, wie es in schönstem Amtsddeutsch heißt, „eine schulpraktische Ausbildung“, d. h. er betritt die Höhle des Löwen, eine Klasse, vor der und mit der er sein Glück zu versuchen hat. Verantwortlich für seine Ausbildung ist der Leiter des Studienseminars, im Gegensatz zu den Zeiten der Wilhelminischen Aera, in der Direktor und Lehrer sie zusätzlich zu übernehmen hatten. Außer dem rauhen Wind, der in den Klassen weht, ergeben sich auch viele andere Möglichkeiten für den Neuling, sein diplomatisches Talent zu prüfen. In diesem ersten Stadium seiner Ausbildung ist es besonders die mögliche Spannung zwischen dem Leiter des Studienseminars und den Fachlehrern, denen der Referendar auch jetzt noch zugewiesen wird, um sich an Ort und Stelle davon zu überzeugen, was ihn erwartet. Ehe er jedoch überhaupt damit beginnen kann, gilt es

eine Hürde zu nehmen. Er muß erklären, daß er weder der Kommunistischen Partei noch einer ihrer Nebenorganisationen angehört hat. Andernfalls...

Nach dieser bemerkenswerten Versicherung beginnen die ersten zaghafte pädagogischen Schritte in Form von Lehrproben. Fünf im ersten Jahr: je zwei in den gewählten Fächern und eine in Sozialkunde. Außer den Lehrproben entscheidet besonders ein persönliches Gutachten des Studienleiters über die künftige Verwendung. Genug der verwaltungstechnischen Einzelheiten, die nur die unmittelbar Betroffenen angehen! Nur auf die Freuden der Vertretungsstunden besonders in Sozialkunde ist noch hinzuweisen, die sich die älteren Lehrkräfte wegen unliebsamer Erfahrungen aus der Vergangenheit gern vom Leibe halten. So eine Frankfurter Oberstudiendirektorin: „Dafür brauchen wir die Referendare!“ Welche damit wohl in einer ähnlichen Lage wie die Volontäre in einer Redaktion sind, nämlich für die geringste Entschädigung das Unangenehmste zu tun. Dies schlägt sich dann in depressiven Sprüchen, wie in dem zu Anfang zitierten, nieder.

Auch die Strategie innerhalb des Kollegiums kommt nicht zu kurz. So ist es für den Anfänger eine existentielle Entscheidung, auf wessen Seite er sich zu schlagen hat: auf die der „Jungen“ oder die der „Alten“. Zu diesem „Generationenproblem“ — ein Hauptkennzeichen der heutigen Lehrerschaft — kommt es durch den zweiten Weltkrieg, der die mittleren Jahrgänge hinweggerafft hat, so daß die vermittelnden Kräfte fehlen. Es ist klar, daß sich diese Spannung ungünstig auch auf die Schüler auswirken muß. Die alte Generation zeichnet sich meist durch eine eingeschiffene Methodik aus, ebenso haben sich aber auch bestimmte Lebenserfahrungen eingeschiffen, die den Zugang zur jungen Generation oft erschweren. Die Gruppe der jungen Lehrer ist dagegen meist noch zu wenig in sich gefestigt, besser gewendet: noch im Stadium des Experimentierens, um schon abgeschlossene Erfahrungen vermitteln zu können, und sie verbirgt das hinter betonter Zurückhaltung gegenüber den Neulingen.

(Fortsetzung auf Seite 2)

Grauweiße Westen

An den Beschluß der CDU-DP-Mehrheitsfraktion in Hannover, die FDP aus der Koalition auszuladen und eine große Koalition mit der SPD einzugehen, muß man zunächst helle Freude haben, denn es kann keinem politisch verantwortlichen Deutschen gleichgültig sein, ob in einer Landesregierung Nationalisten — was die Abgeordneten der Deutschen Reichspartei auf jeden Fall sind — an verantwortliche Stelle rücken.

So verblüffend konsequent und ehrlich die Entscheidung des Ministerpräsidenten Hellwege und der Fraktionsvorstände der DP und CDU auch scheinen mag, so sehr ist ihre Wirkung durch Schönheitsfehler geschmälert, die sie eher zu einer taktischen Maßnahme denn zu einer Grundsatzentscheidung für die Demokratie machen. Es ist kein Geheimnis, daß einige der jetzt bei der FDP hospitierenden DRP-Abgeordneten an diesen Status gewissermaßen schon gewöhnt sind. Noch vor wenigen Jahren gehörten sie nämlich zur „Niederdeutschen Union“, einer Fraktionsgemeinschaft verschiedener bürgerlichen Parteien unter Führung der CDU und der DP. Damals wurden sie ohne viel Aufhebens auch von jenen Persönlichkeiten akzeptiert, die heute der FDP den Vorwurf undemokratischen Verhaltens machen.

Kaum eine Partei links der DRP in Niedersachsen hat sich in den vergangenen Jahren die Gelegenheit entgehen lassen, theatralisch wirkungsvoll für die Demokratie einzutreten. Erinnerung sei in diesem Zusammenhang an die Affäre Schlüter, an das verunglückte Experiment der FDP, einen nicht gerade hervorragenden Fachmann und zudem ein politisches Chamäleon zum Kultusminister eines Landes vorzuschlagen, das das Glück hat, Hochschulen und wissenschaftliche Institute von Weltrang innerhalb seiner Grenzen zu haben.

Schlüters Karriere endete mit seinem tiefen Sturz. Was heute, im Falle der Reichsparteihospitanten der FDP, die Haltung der CDU-DP so makaber macht, nämlich die zeitweilige Zusammenarbeit mit den Leuten, die sie heute bis aufs Messer bekämpft, das konnte man bis zu einem gewissen Grad der SPD im Fall Schlüter vorwerfen. Die SPD hat nie der Darstellung der FDP widersprochen, wonach Hinrich Kopf, der ehemalige Ministerpräsident und populärste Repräsentant der SPD in Hannover, Schlüter als Kultusminister toleriert hätte, wenn eine Koalition SPD-FDP eine sinnvolle Regierungsbildung ermöglicht hätte.

Zwar ist allemal nicht so entscheidend, was Politiker vor dem Essen zu sagen geruhen, wenn sie die Meinung, die sie nach dem Diner und dem Kognak äußern, zur offiziellen erklären. Jedoch das Bedenken bleibt, mindestens wegen der in diesen Fällen offenbar problematischen Denk- und Gesinnungsstruktur der (niedersächsischen) Politiker. Oscar Strobel

2 Stück
Untermainka
104 biblithek

Man sagt in Bonn ...

Die Ostpolitik der Bundesrepublik ist, man kann fast sagen seit deren Bestehen, eine ärgerliche Sache. Zwar ist der aktuelle Anlaß, durch den die Beziehungen zum Osten in den Vordergrund geraten waren, die Anerkennung Ost-Berlins durch Tito, inzwischen durch die Bonner Kabinettsbildung und durch die Debatte über Adenauers Regierungserklärung etwas aus dem Rampenlicht verschwunden. Nichtsdestoweniger bleibt die Ostpolitik Bonns das Problem, das die internen Debatten in den politischen Zirkeln der vorläufigen Hauptstadt am meisten befeuert, das am dringendsten einer guten Klärung bedarf und an dem die christlich-demokratische Regierung bisher das wenigste Fingerspitzengefühl und die geringste Staatskunst offenbart hat. Darin sind sich alle Beobachter einig.

Abgesehen vom, wie man sagt, „mangelnden Geschick“ der Bundesregierung gegenüber dem Osten wird hier vielfach noch etwas als ärgerlich empfunden: Das völlige Fehlen eines besseren Gegenvorschlags. Die drei größten und wichtigsten deutschen Zeitungen schrieben damals, in den Tagen des Debakels der Bonner Jugoslawienpolitik, zwar kluge und besserwisserische Worte von „Versäumnissen“, „nichtgenutzten Chancen“ und „nie wiederkehrenden Gelegenheiten“. Aber wenn man die entsprechenden Leitartikel und Kommentare zu Ende las, ärgerte man sich regelmäßig, damit überhaupt begonnen zu haben. Es stand nämlich nicht darin, was jetzt geschehen müsse. Das ist inzwischen eine Spezialität der größten deutschen Zeitungen geworden, an die man sich zwar gewöhnt hat, die man aber immer wieder um so merkwürdiger findet, je mehr man große ausländische Zeitungen liest.

Ganz ähnlich verhielten sich die beiden Oppositionsparteien, SPD und FDP. Die SPD sagte, zusammengefaßt, daß sie die Ostpolitik der Bundesregierung für falsch halte, daß sie aber auch die Regierenden in Ost-Berlin auf keinen Fall anerkennen würde. Ja, und? Herr Mende von der FDP ließ etwas von „Phantasielosigkeit“ der Regierung verlauten, ohne sich näher auszulassen. Das macht sich immer gut. Betrachtet man soviel geballten ostpolitischen Sachverstand im Zusammenhang, so ist das nicht nur ärgerlich, sondern schon fast zum Weinen.

Nun wird allerdings auch von Bonner politischen Beobachtern des Auslandes zugestanden, daß die politische Situation der Bundesrepublik gegenüber dem Osten gegenwärtig

schwierig und verfahren ist. Denn der Ausgangspunkt der ostpolitischen Konzeption der Regierung, das Ignorieren der Gegenregierung in Ost-Berlin, war für Bonn von vornherein mit einem folgenschweren und fast entscheidenden Nachteil gekoppelt: Er hinderte die Regierenden in Bonn von Anfang an daran, den Hebel an der wirksamsten Stelle anzusetzen, unmittelbar Einfluß auf das Geschehen in Mitteldeutschland zu nehmen, die Pankower Konkurrenz auf diplomatisch-politischem Wege in ernste Schwierigkeiten zu bringen.

Man kann hier häufig hören, das gegenwärtige Dilemma der deutschen Ostpolitik sei die Folge davon, daß die Wiedervereinigungsweiche gleich zu Anfang falsch gestellt worden sei. Die Schuld daran trage Dr. Adenauer, der sowohl Wirksamkeit als auch Realisierbarkeit seiner Europa-Politik falsch eingeschätzt habe. Tatsächlich kann man auch als Deutscher nicht bestreiten, daß Dr. Adenauer dem Ziele einer deutschen Annäherung nicht nähergekommen ist. Es wird in Bonn als sicher angesehen, daß dem Kanzler 1949 eine Politik der „europäischen Sogwirkung“ vorschwebte. Er mag daran gedacht haben, der starken wirtschaftlichen und politischen Sog- und Druck-Dynamik eines großen, vereinten 160-Millionen-Europas werde das kommunistische Osteuropa auf die Dauer nicht standhalten können, es werde eines Tages gezwungen sein, seine Randgebiete eines nach dem anderen aufzugeben.

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE SCHUMANN U. COBET

Frankfurt am Main · Börsenstr. 2-4 · Fernsprecher 2 1494

Sollten derartige Vermutungen ins Schwarze treffen, so muß diese Politik als gescheitert angesehen werden. Einmal ist das starke und einige Europa bis heute noch nicht Wirklichkeit geworden, und zum zweiten käme sein Zusammenschluß jetzt, nach dem „Sputnik II“, eindeutig zu spät.

Es mußte als Vorschub auf diese Erkenntnis angesehen werden, als sich Dr. Adenauer vor zwei Jahren entschloß, die

diplomatischen Beziehungen zu Moskau aufzunehmen. In konsequenter Weiterführung, so meint man hier vielfach, hätte dieser begonnene Weg des Gesprächs mit dem Osten auch zum Gespräch mit den anderen östlichen Staaten führen müssen. Damit hätte sich automatisch die Frage des Verhältnisses Bonn—Ost-Berlin gestellt, da alle östlichen Staaten Beziehungen zu Ost-Berlin unterhalten.

Vor diesem Hintergrund ist man in Bonn vielfach geneigt, jene berühmte Erklärung Brentanos, daß Bonn die Beziehungen zu allen Staaten abbrechen werde, die Ost-Berlin anerkennen, als den verhängnisvollsten und verstrickendsten Schritt der westdeutschen Außenpolitik anzusehen. Die peinlichen Folgen dieses Schrittes zeigten sich sofort, als Warschau einen selbständigeren außenpolitischen Kurs zu steuern begann. Jede Gesprächsmöglichkeit mit den Staaten des Ostens war abgeschnitten. Die ostpolitischen Flügel Bonns waren gestutzt.

Wie hätte die Weiche anders gestellt werden können wenn man das Scheitern der Europa-Politik rechtzeitig vorausgesehen hätte, und vor allem, wie könnte die Sache noch jetzt aufs „richtige“ Gleis geschoben werden?

Ein Teil der ausländischen Beobachter Bonns, Diplomaten und Journalisten, meint, das offizielle Gespräch mit den Regierenden in Ost-Berlin hätte von 1945 an niemals abgebrochen werden dürfen. Darin hätte eines der Prinzipien vorausschauender Nachkriegspolitik auf deutscher Seite bestehen müssen. Man verweist in diesem Zusammenhang gern auf die letzten legitimen Wahlen in Mitteldeutschland 1946 und meint, dort wäre die Basis gewesen, das Gespräch mit Ost-Berlin weiterzuführen und sich damit die Möglichkeit zu erhalten, auf die Entwicklung in Mitteldeutschland zu gegebener Zeit unmittelbaren Einfluß nehmen zu können. Man erinnert auch an das letzte Ministerpräsidenten-Treffen der deutschen Länder-Regierungschefs in München im Jahre 1947, das von den Ministerpräsidenten der Sowjetzone vorzeitig verlassen wurde.

Letztlich wird in diesem Zusammenhang immer wieder der Dehler-Vorschlag hervorgezogen, mit den Regierenden in Ost-Berlin als mit Beauftragten Moskaus zu sprechen. Es gibt in Bonn ausländische Stimmen, die heute mit einiger Sicherheit prophezeien, daß die Entwicklung der deutschen Frage irgendwann und irgendwie einmal einen solchen Verlauf nehmen werde. Allerdings ist vorläufig in amtlichen deutschen Kreisen Bonns noch niemand bereit, solchen Prophezeiungen Gewicht beizumessen. Bgt.

... und in Deutschlands Hauptstadt

Ein Mensch — wie stolz das klingt! Vierzig Jahre ist es her, seit die Geschützsalven der „Aurora“ vor Petersburg einem neuen Zeitalter in der Geschichte Salut schossen. Vierzig Jahre, seit ihr Donner sich über die ganze Erde fort pflanzte und bei Ungezählten Hoffnungen weckte. Hinter seinem Grollen schien eine Stimme vernehmbar, ähnlich jener vom Berge Sinai, um der Menschheit neue und härtere, aber auch menschlichere Gesetze zu geben. Alle gesellschaftlichen Utopien, in denen der Mensch sich fortgeträumt hatte aus der Last und der Angst dieses Lebens, schienen hier zusammenzulaufen und eine ungeheure Prophezeiung sich zu erfüllen, aus Tinte und Träumen zu Blut und Leben erweckt zu werden: Es lohnt sich, Mensch zu sein.

Vierzig Jahre sind seither vergangen, in denen diese Revolution, bedenkenlos wie keine andere je zuvor, alle Hoffnungen verraten hat. Vierzig Jahre, die dem Bolschewismus zwar einen großen Zuwachs an Macht, zugleich dem Menschen aber einen unvorstellbaren Rückschritt brachten. Denn Mensch zu heißen ist heute in den Bereichen, in denen die Gesetze der Oktoberrevolution Gültigkeit erlangten, eine Demütigung.

Das Glück, die Wahrheit und den Frieden zu bringen, war — so entnehmen wir einem jener heute nicht ohne Bewegung zu lesenden Aufrufe „An alle“ — das Ziel dieser Revolution.

Das Glück? Während Chruschtschew in den Prunkräumen des Kreml tanzte und einige der alten, revolutionären Lieder sang, während die Söldner und Nutznießer seiner Macht ihm und sich selbst zuklatschten, zogen in Ost-Berlin die Kampfgruppen, Belegschaften, Schulen und Parteiorganisationen geschlossen zu der befohlenen Kundgebung im Lustgarten, der heute Marx-Engels-Platz heißt. Müde und überdrüssig kamen sie aus dem Grau des Novembertages, wachgehalten offensichtlich nur von dem einen Interesse, möglichst bald und möglichst unauffällig zu entkommen. Als die geschlossenen Haufen sich bei Erreichen des Platzes auflösten und das Entkommen darum leichter wurde, machten Tausende kehrt und traten den Heimweg an. Vergeblich versuchten die SED-Funktionäre mit dem Ruf: „Genossen, zeigt doch Solidarität!“ die Abwanderung aufzuhalten. Noch bevor der Hauptredner, der 1. Sekretär der SED-Bezirksleitung Groß-Berlin, Hans Kiefert, seine Rede beendet hatte, war die Hälfte der Demonstranten mit eingerollten Fahnen vom Platz gegangen. Dreißig Minuten — so war bekannt — sollte die „machtvolle Demonstration“ dauern. Dreißig Minuten waren den Menschen zuviel. Eindrucksvoller konnte das fast unvorstellbare und einzigartige Desinteresse der Bevölkerung an jenen Vorgängen nicht demonstriert werden, die man „die öffentlichen Angelegenheiten“ nennt. Das Glück ist nicht gekommen, selbst die Erwartung ist tot. Wo immer nur die Hoffnung besteht, ist der Mensch auch bereit, sich mit dem Staatswesen, in dem er lebt, zu identifizieren.

Die Wahrheit? Mag sein, daß jene Flugschrift, die wir erwählten, sich auf das Kernstück der Marxschen Lehre beziehen wollte, wonach Philosophie und Wirklichkeit, der selbstentfremdete Mensch und seine ursprüngliche Würde und Freiheit in der klassenlosen Gesellschaft, wieder identisch würden, Mag sein. Doch wir brauchen uns nicht so weit zu bemühen, die Achtung vor der Wahrheit ist unteilbar. Realiter ist selten ein so vollkommener Mißbrauch mit den Kategorien von Lüge und Wahrheit getrieben worden wie von den Bolschewisten. Es gibt keinen Bereich, in dem extremste Verlogenheit sich nicht eingefressen hätte: die falschen Gleichsetzungen („Partei und Volk“), die manipulierten, nur relativ geführten Statistiken, die Betrugslügen i. e. S. (wie etwa anlässlich des kürzlich vorgenommenen Geldumtausches in der Zone), die reinen Propagandalügen („Friedenslager“), die erzwungenen Lügen (Selbstverpflichtungen) — es ist kein Ende und wer die Verhältnisse übersieht, weiß um die Sorge und Not derer, die machtlos mitansehen müssen, wie die Lüge auch in den innersten Bereich ihres Lebens eindringt und das Verhältnis von Mann und Frau, von Eltern und Kindern vergiftet. Wir haben noch jene Reportage aus der ungarischen Oktoberrevolution im Ohr, jene fast erstickte Stimme, die immer wieder, als habe man ihrem Träger damit eine Beleidigung und einen äußersten persönlichen Schimpf zugefügt, erregt schrie: „Sie haben uns belogen, immer belogen! Wie haben sie uns belogen...!“

Den Frieden? Auch er ist schließlich verraten worden. Wir denken dabei nicht einmal so sehr an die Aggressionshandlungen nach außen, die mit dem sowjetrussischen Überfall auf Polen im Jahre 1920 begannen und vorerst in Ungarn endeten. Wir denken vielmehr an jene völlige Friedlosigkeit im Innern der kommunistisch regierten Staaten, an die permanente Bürgerkriegsatmosphäre, die die Menschen nie aus Angst und Bedrückung entläßt.

Vierzig Jahre. Was diese Revolution so wenig wie irgendeine andere ideologisch begründete Revolution je verstanden hat, ist, daß die Menschen einfach unbekümmert glücklich sein, daß sie leben und nicht Material sein wollen. Auch nicht Material für Größe, Macht und Ruhm. Sie wollen nicht unablässig marschieren, in machtvollen Demonstrationen Einigkeit und Geschlossenheit bekunden, Produktionsschlachten schlagen und Granaten irgendeiner Zukunft sein.

Ein Mensch zu sein — wie stolz das klingt! Doch Stolz und Ehre des Menschen verbieten nicht, daß er auch der Güte bedarf. Er will in Übereinstimmung mit sich selbst leben, mit seinen Neigungen, Trieben und Gewohnheiten; darin finden wir den Sinn des Lebens. Die Kraft zu unserer Zuversicht schöpfen wir aus der Überzeugung, daß im Kampf mit der brutalen Gewalt schließlich noch immer der Mensch gesiegt hat und auch fernerhin siegen muß, wenn es Vernunft in der Geschichte gibt. jef.

Volontäre der Pädagogik

(Fortsetzung von Seite 1)

Dazu kommen — je nach Land und Schule verschieden — zahlreiche Cliquesbildungen konfessioneller, aber auch politischer oder gesellschaftlicher Art. So gilt im Oberurseler Realgymnasium das Gesetz der konfessionellen Parität der Lehrer. Die Schwierigkeit der letzten „Kabinettsbildung“, bei der es auch um dieses Problem ging, läßt dunkel vermuten, welche Kämpfe sich dann erst im Kleinen abspielen. Am günstigsten ist es wohl für den Neuling, wenn er — selbst möglichst stillschweigend — das Geheimnis der Fraktionen rasch für sich lüftet und danach sein Verhalten einrichtet. Über die politischen Tendenzen innerhalb der Lehrerschaft läßt sich — abgesehen von der ohnehin bei Lehrern erwarteten „Besonnenheit“ in diesen Fragen — schwer etwas sagen, weil mit dem Wechsel der Systeme die Glaubwürdigkeit der politischen Gesinnung immer hinfalliger geworden ist. Aber nicht nur die der Lehrer. Sie waren nur besonders starken Anforderungen ausgesetzt. Die Ablösung der Monarchie durch Weimar — uns Jungen als einschneidende Zäsur kaum noch bewußt — und die Machtergreifung mit ihren katastrophalen Folgen haben die Lust zu politischen Engagements erheblich gedämpft. Dies führte dann zu Standpunkten wie: „Ich habe ein Amt und keine Meinung“, der natürlich angesichts politischer Fragen — Ungarn und Suez — nicht ermutigend auf das Denken der Schüler wirkt. Gefühlsmäßig schlägt das Herz vieler Lehrer, soweit wir es überblicken konnten, „rechts“, ohne daß es immer die rechte Seite ist. Und zwar gilt das in Hessen auch für die jungen Lehrer, die sich durch eine sozialistische Parteibürokratie aus „natürlicher Opposition“ ins andere Lager getrieben fühlen.

Aufschlußreich sind die „Richtlinien der Studienseminare zur Methode und zur Beurteilung des Unterrichts der Seminare“, die von einem Unterricht als ruhigem „Anschauen der Sache“ ausgehen. Dies, wie es heißt, in natürlichen Formen eines gemeinsamen Tuns und Gesprächs, das von einer echten Ausgangsfrage bewegt und von der inneren Selbsttätigkeit der Schülergruppe getragen werden soll. Sehr bemerkenswert ist, wie sich dieser kontemplative Begriff des Unterrichtes am Modell der mittelalterlich-scholastischen „visio“, der Wesensschau, orientiert, in die das aktive Moment der Vermittlung des Wissens durch Subjekt und dessen Anteil daran noch gar nicht eingegangen ist, auch wenn zugleich von „innerer Selbsttätigkeit“ die Rede ist. Für die Beurteilung einer Stunde entscheidet unter anderem, „wie der Referendar Geduld, Humor und Gerechtigkeit aufbringt, ob er Höflichkeit mit Bestimmtheit zu vereinigen weiß und ob er Frohsinn stiftet...!“ Das letzte im Zusammenhang mit dem lateinischen Gerundiv oder Bruchrechnungen als Unterrichtsstoff dürfte eine besonders lohnende Aufgabe sein. Schwierig wird die Lage, wenn der Referendar die Berechtigung der jugendlichen Kritik seiner Schüler an oft veralteten Lehrplänen im stillen selbst teilt und dies nach außen verbergen muß. Lehrpläne, die ihn zum Beispiel zwingen, Grillparzers „Weh dem, der lügt“ oder Wilhelm Raabes „Sperlingsgasse“ ausführlich zu interpretieren. Wieviel Möglichkeiten bestehen, damit das Interesse der Jugendlichen zu gewinnen, mag sich jeder selbst ausrechnen.

Horst Helmut Kaiser

Aufgewärmter Tiger

„Sie hatten eine große Dosis Krieg, und die meisten von ihnen möchten sie nicht. Seitdem hatten sie eine große Dosis Wohlstand und mögen sie sehr gerne.“ Sie — das sind die Deutschen. Die bemerkenswerte (einsichtige?) Beurteilung der deutschen Mentalität gibt Herr Professor Taylor aus Oxford, ein Historiker, der in seinem Lande wegen seiner kompromißlosen Aussagen bei seinen Beobachtungen gefürchtet ist. Diesmal hat Deutschland die Ehre, Objekt seiner Betrachtungen zu sein, und mit zugkräftigen, aber alten Argumenten teilt er seinen Mit-Insulanern mit, daß die Teilung Deutschland als großer Glücksumstand zu feiern sei und empfiehlt, dankbar dafür zu sein. Nachdem er den schwarzen Mann von der drohenden Überschattung Europas durch ein vereinigtes Deutschland an die Wand gemalt hat und die Hauptursache der beiden großen Kriege in dem Überschub an Deutschen sieht — auch darin hat er ein prominentes französisches Vorbild —, entschuldigt er seine „Denkereien“, die „gar nicht deutschfeindlich seien“, mit obigem Zitat.

Man weiß nicht, ob wir wegen seiner geäußerten Beobachtungen verärgert sein sollten. Jenseits, auf der Insel, scheint man einen ungetrübten Blick besser entwickeln zu können als hier auf dem Festland. Schade, daß nur die Augen sich anstrengen, der restliche Kopf zu arbeiten aufhört und höchstens alte Klischees reproduzieren kann. Man hätte wohl von dem „höchst unbequemen Denker und erklärten Feind aller Klischeevorstellungen“ Taylor eine unbequemere Lösung richtiggesehener Probleme erwarten können als ausgerechnet die Teilung Deutschlands und einen aufgewärmten Clemenceau, den man den Tiger nannte. Bonn hat schon einmal Oxforder Theorien dankbar aufgegriffen, jene von Salvador de Madriaga über „den Staatsmann von Weltformat Adenauer“. Die neue Oxforder Theorie kommt zwar zum Wahlkampf zu spät, ist aber sicher einiger Beobachtungen wert. Ellrodt

Das Wiedervereinigungskränzchen

Willy Brandt nannte das Kuratorium Unteilbares Deutschland einmal „blutleer“. Als Regierender Bürgermeister von Berlin hatte er nun die Aufgabe, die Teilnehmer der am 28. und 29. Oktober in Berlin stattfindenden Arbeitstagung des Kuratoriums zu begrüßen. Er entledigte sich dieser Aufgabe mit diplomatischem Geschick und forderte den Schritt vom „Kuratorium Unteilbares Deutschland“ zur Volksbewegung unteilbares Deutschland. Das war denn auch der Tenor der Tagung. Die Wiedervereinigung müsse Sache des ganzen deutschen Volkes werden. Daraus kann man eigentlich nur den Schluß ziehen, daß sie es noch nicht ist, obwohl schon viel getan wurde: In der Aussprache nämlich zählten ein Bürgermeister oder Stadtrat westdeutscher Städte nach dem anderen, alles brave und aufrechte Menschen, ihre Beiträge zur Wiedervereinigung auf, die darin bestanden, daß man im Stadtrat ein Mahnmahl „durchgebracht“ hatte, den

Besuchern aus der Zone 10, —DM und das Rückfahrgeld, ja sogar noch 3,— DM bei Ankunft auf dem Bahnhof gegeben hatte, sich mit den kommunalen Behörden der Zone über technische Angelegenheiten einigte und Schülerreisen organisierte. Der Detmolder Bürgermeister gab sogar einen Reisebericht über eine Reise in die Zone, die er — Gipfel des Nonkonformismus — auf Einladung des Leipziger Oberbürgermeisters unternommen hatte. Mit dem Leipziger Oberbürgermeister, erklärte der brave Detmolder, könne man allerdings nicht verhandeln, das sei ein mit allen Wassern Gewaschener.

In den Grundsatzreferaten hörte man über „Landesplanung, Städtebau und Hochbauaufgaben der Zukunft“, über „Die Länder und das unteilbare Deutschland“ und, last not least, über „Die außenpolitische Bedeutung der Wiedervereinigung“. Alle Referate umschifften vorsichtig parteipolitische Klippen und blieben an Schülerreisen, die allerdings sorgfältig vorbereitet werden müßten, Mahnmalen und technischen Kontakten hängen, was auch in der Entschließung zu lesen war, die von den Beteiligten in geschlossener Sitzung ausgehandelt wurde, natürlich nur von Mitgliedern; Presse und Mitläufer waren nicht zugelassen.

Auf der ganzen Tagung kein Wort über eine geistige Auseinandersetzung mit dem Kommunismus, keine Stellungnahme zu dem brennenden Problem der Errungenschaften der DDR. Welche politischen Konzessionen könnte man bei einer Wiedervereinigung machen, welche wirtschaftlichen Probleme stellen sich bei der Wiedervereinigung, wo könnte man Ansätze zu inoffiziellen politischen Gesprächen mit dem Osten finden. Kein Wort! Klaus Steffens

Dritte Dimension

Eigentlich hat es schon vor mehr als drei Monaten angefangen, als über die erfolgreiche Erprobung einer russischen interkontinentalen ballistischen Rakete berichtet worden war. Die äußerst spärliche Beachtung und Anerkennung dieser technischen Leistung ging damals jedoch unter in dem mit Zweifel, Ungläubigkeit und Nicht-haben-wollen gespickten Redeschwall der westlichen Welt. Und auch die Deutschen legten ihr Straußenei dazu. — Tatsächlich aber war es den Sowjets mit dieser Fernlenkrakete gelungen, den Gleichstand in der Raketenforschung zu erzwingen.

Als nun gar vor sechs Wochen das erste „piep-piep“ von Sputnik I aus dem Weltall ertönte, da konnte der Westen weder dieses Zirpen noch den Erfolg Russlands negieren. Zwar gab es immer noch Stimmen, die das rote Mondbaby charakterisierten als „ein Stück Eisen, das in die Luft zu schießen überhaupt keine Kunst war“ (Konteradmiral Rawson Bennet, Chef der US-Marine-Forschungsabteilung). Und auch der deutsche Bundeskanzler, der sich ja bekanntlich so prächtig auf die Atomwissenschaft versteht, äußerte in einer Pressekonferenz Zweifel an dem militärischen Wert des Trabanten: er stelle sich die Frage, ob die Möglichkeit, einen Satelliten 900 Kilometer hoch zu befördern, gleichbedeutend sei mit der Möglichkeit, eine Rakete über eine Entfernung von 5000 Kilometer flach zu schießen. — Tatsächlich aber ist der russische Mond Nummer eins nicht nur ein grandioser wissenschaftlicher Erfolg, sondern zugleich ein Politikum ersten Ranges geworden. Das hatten ernstzunehmende Forscher, Politiker und Militärstrategen des Westens auch schnell begriffen. Zwar hatte jetzt das politische Gleichgewichtspendel zugunsten des Ostens ausgeschlagen; doch unzweifelhaft gilt noch das Faktum der Gespaltenheit der Welt: hie Freiheit — hie Unfreiheit. Allerdings hat die westliche Propaganda, die diese Prinzipien zu Klischees ermächtigt, manche Züge des Freiheitsfeindlichen.

In diesem Sinne wurde auch das „piep-piep“ Sputniks II gekontert, zu dem sich noch ein „wau-wau“ aus der Exosphäre hinzugesellt hatte: die Sowjets wollten mit diesem halbtunnenschweren Mondkalb nur von ihren unsauberen politischen Methoden ablenken (1. Jahrestag der Ungarnunterdrückung, Verstoßung Georgi Schukows), und man beabsichtige eine triumphale propagandistische Beweihräucherung des 40. Jahrestages der bolschewistischen Revolution. Und in dieses politische Zetern fiel das laute Bellen der Tierschutzvereine auf der ganzen Welt: Der arme Hund!

Der britische Hundeschutzverband regte sogar eine tägliche Schweigeminute aller Hundefreunde an, und ein Bürger an der Themse machte den Vorschlag, mit Scharen von kläffenden Hunden vor die russische Botschaft in London zu ziehen zum Protest der Vierbeiner gegen die Verschickung ihrer Rassegenossin „Laika“ auf das Weltraumkarussell. In diesem Zusammenhang wird man sich auch des Romans „Die Reise um den Mond“ (1868) von Jules Verne erinnern, in dem die beiden Hunde „Trabant“ und „Diana“ dem Mond entgegenfliegen. — Tatsächlich aber ist Rußland, indem es seinen zweiten Sputnik auf Weltraumfahrt geschickt hat, in welchem das erste Lebewesen 1500 Kilometer hoch in 28 000 Stundenkilometern um den Globus kreiste, zur ersten Macht auf der Erde geworden mit gewaltiger Überlegenheit vor den USA, die schon zu Beginn des Geophysikalischen Jahres den Abschub ihres ersten künstlichen Himmelskloßes auf den Herbst zwar vorausgesagt hatten, ihr Versprechen aber aller Voraussicht nach nicht einhalten können.

Niemand wird leugnen wollen, daß beides — die Revolution von 1917 und der Flug Sputniks I — in die Weltgeschichte eingingen. Den Kommunisten ist die Weltrevolution versagt geblieben; jetzt versuchen sie eine Weltraum-Revolution, und diese ist in gewissem Sinne keine Revolution bloß im „luftleeren“ Raum. Deshalb ist es an der Zeit, ja, es ist höchste Zeit, daß die freie Welt, die doch so unendlich stolz auf ihre Freiheit ist, auch geistig frei handelt: frei von Ressentiments, frei von Überheblichkeiten, frei von den Vorstellungen, daß nur größte militärische Macht den Weltfrieden erhalten könne. Und wenn die Rede Chruschtschews am Vorabend des 40. Jahrestages der russischen Revolution keine propagandistische Floskel gewesen war, dann liegt es jetzt an den Westmächten, die Hände aus der Tasche zu nehmen. Der Tag aber, an dem die beiden Kolosse endlich ihre Panzerhemden ausziehen werden, wird wohl als der bedeutendste Tag in die Weltgeschichte eingehen. K. U. Nath

Märtyrerstadt

In einer unserer letzten Glossen („Wahldämmerung“, August-DISKUS 1957) erwähnten wir Hiroshima im Zusammenhang mit dem lutherischen Feldgeistlichen, der vor dem Start der Atombombenbesetzung noch seinen Segen aussprechen mußte, ehe die tödliche Last über Hiroshima und Nagasaki herniederging. Noch zwiespältiger ist nun die Betrachtung Hiroshimas nach der Katastrophe:

„Hiroshima, das heißt, die Mehrheit seiner Bürger, will das Leben genießen und die bösen Zeiten vergessen. Keine andere Stadt Japans ist so vergnügungssüchtig wie diese Märtyrerstadt. Nirgends gibt es im Verhältnis zur Bevölkerung so viele Bars (436), so viele Freudenhäuser (326 mit rund 1000 Dirnen), so viele Kinos (43). Die alljährliche Gedächtnisfeier ist keine stille und ernste Feier zum Gedenken der Toten, sondern ein lautes Volksfest mit Feuerwerk, Wahl einer Schönheitskönigin und ausgelassenen Reisweingelagen. Um die Kontrolle dieser Amüsementsstätten kam es vor zwei Jahren sogar zu einer offenen Straßenschlacht zwischen zwei Gangstergruppen. Die Anführer dieser Banden sitzen zwar heute im Gefängnis, aber inzwischen ist ein neuer Gangsterchef zum König der Unterwelt von Hiroshima aufgestiegen, der sich auf die bevorstehende Entlassung und die dann gegen ihn gerichtete Koalition der ehemaligen Rivalen vorbereitet. Zur Zeit ist im Zentrum der Stadt ein neues Baseball-Stadion im Bau, das 300 Millionen Yen kosten soll, und die Frage, welcher Unterweltring die Konzession zum Verkauf von Erfrischungen erhalten soll, beschäftigt — wenn ich meinem Kollegen von der Lokalzeitung „Chigoku Shimbun“ glauben darf — die Öffentlichkeit dieser Stadt viel stärker als die leidigen Atomprobleme, die man endlich vergessen möchte.“ (Robert Jungk in „Hiroshima — Testfeld der großen Katastrophe“).

Damit wollen wir die Betrachtungen über dieses trübe Kapitel abschließen und die weiteren Reflexionen unseren Lesern überlassen. Caesar

Nächster Redaktionsschluß: 1. Dezember 1957

Eine Frage?



Kennen Sie die vielen
Situationen des täglichen
Lebens, in denen Ihnen
Ihre Bank helfen kann?
Besuchen Sie uns,
wir beraten Sie mit
großer Erfahrung.



DRESDNER BANK
AKTIENGESELLSCHAFT
Frankfurt a. M., Gallusanlage 7

Die vergessene Ostpolitik

Das Datum des „polnischen Oktober“ und der Revolution in Ungarn hat sich zum ersten Male geährt. Ein Jahr ist es auch her, daß Bundeskanzler Adenauer in einer außenpolitischen Debatte des Bundestages die Veränderungen in Polen begrüßte und namens der Bundesrepublik die Hoffnung aussprach, daß sie „einen Schritt auf dem Wege zu einem freien Polen darstellen, mit dem alle strittigen Fragen in friedlicher und fairer Weise zu regeln wir aufrichtig wünschen. Für eine solche Regelung“, heißt es in der Erklärung des Bundeskanzlers weiter, „kommt es nicht darauf an, ob in Deutschland und Polen verschiedene Regierungssysteme und verschiedene Wirtschafts- und Sozialordnungen bestehen oder nicht. Unter einem freien Polen... verstehe ich ein Polen, das die volle Verfügungsgewalt eines souveränen Staates über seine inneren und äußeren Angelegenheiten besitzt.“

Ruft man sich den Kurs der Bundesregierung vor den Ereignissen in Polen und Ungarn ins Gedächtnis zurück oder erinnert man sich der Maximen, welche bis dahin die konsequente Abstinenz der Bundesregierung von jeder aktiven eigenen Ostpolitik bestimmten, so enthält jene Erklärung, wenn Worte einen Sinn haben, mindestens eine nahezu radikal veränderte Interpretation des Wortes „frei“. Nicht länger mehr sollen — geht es um das politische Verhältnis zwischen den Staaten des Ostblocks (oder in diesem Falle Polen) und der Bundesrepublik — ideologische Maßstäbe angelegt werden. Konkrete politische Kriterien, die innere und äußere Souveränität, treten an ihre Stelle. Nicht länger mehr soll die ebenso simple unpolitische Einteilung in prinzipiell freie und prinzipiell unfreie, in demokratische und kommunistische Nationen gelten. Statt dessen wird zwischen abhängigen und unabhängigen Nationen unterschieden.

Man muß sich wundern, daß diese Erklärung des Bundeskanzlers vom 8. November 1956 zu ihrer Zeit kein sonderlich großes Aufsehen gemacht hat, sondern eher beiläufig zur Kenntnis genommen worden ist; berührt sie doch eines der für den Westen wichtigsten Resultate der polnischen und auch der ungarischen Ereignisse, nämlich die Möglichkeit einer schrittweisen Emanzipation der osteuropäischen Staaten von der russischen Herrschaft unter gleichzeitiger Zustimmung der Sowjetunion. Es fällt nicht schwer sich vorzustellen, daß der „polnische Oktober“ und die ungarische Revolution der sowjetischen Führung einige Illusionen über die Sicherheit ihres osteuropäischen Vorhofes genommen haben müssen. Eine Eigentümlichkeit der Veränderungen in Polen und auch der Erhebung in Ungarn besteht jedoch darin, daß sie, gerade unter kommunistischen Aspekten, im Hauptbuch des Weltkommunismus durchaus nicht nur auf der Minusseite verbucht werden müssen. So wenig natürlich den Sowjets die Unruhe unter ihren westlichen Satelliten angenehm sein kann, so sehr zeigt indessen die Entwicklung in Polen auch, welche Vorteile sich aus der Verbindung zwischen dem Kommunismus und bestimmten nationalen Kräften ergeben. Mag diese Verbindung von vielen Faktoren abhängig und vielleicht nicht kontinuierlich sein, so ist für den Augenblick doch sicher, daß es Gomulka gelungen ist, den Kommunismus in Polen auf eine breitere und besser gesicherte Grundlage zu stellen, indem er das nationale Element mit ihm verknüpfte.

Die Verwirklichung der Parole vom „eigenen Weg zum Sozialismus“ hat alle Chancen, den Kommunismus in Ländern populärer und krisenfester zu machen, in denen er bisher stets mit dem Odium eines schlechten Importartikels behaftet war. Ähnliches gilt für die Revolution in Ungarn. Ihre Analyse zeigt deutlich, daß es den Revolutionären nicht im entferntesten darum ging, der Wiederkehr einer präkommunistischen Gesellschaftsordnung den Weg zu ebnen. Keineswegs handelte es sich um eine grundsätzliche Auflehnung gegen das sozialistische System, sondern um eine Auseinandersetzung mit bestimmten (stalinistischen) Auswüchsen und — darin einem kolonialen Konflikt vergleichbar — der russischen Vorherrschaft im eigenen Lande. Alle politischen Spekulationen des Westens, die davon ausgehen, daß sich die Menschen im Osten eines Tages des Kommunismus' entledigen würden, weil sie sich in einem grundsätzlichen Widerspruch zu ihm befänden, sind deshalb absurd. Es wird, soweit es zu übersehen ist, zu keiner Auflösung, sondern nur zu Veränderungen im Verhältnis der Ostblockstaaten untereinander kommen. Aber vor die Alternative gestellt, entweder den osteuropäischen Vorhof um jeden Preis zu halten und in jeder Hinsicht zu beherrschen oder die Sache des Kommunismus durch Zugeständnisse an die nationalen Kräfte der Länder dieses Vorhofes letzten Endes zu stärken, wird sich die Sowjetunion, wenn auch langsam und schrittweise, bei entsprechenden westlichen Garantien für die zweite Möglichkeit entscheiden.

Im Interesse des Westens liegt es, der Sowjetunion eine solche Entscheidung zu erleichtern und dadurch eine Auflockerung der politischen Verhältnisse im Osten zu erreichen. Es muß dahingestellt bleiben, ob dem Bundeskanzler, als er von den Kriterien der inneren und äußeren Souveränität sprach, diese Möglichkeit vor Augen stand. Aber nach den Ereignissen in Polen und Ungarn ist die Forderung nicht mehr utopisch, daß der Westen, also auch die Bundesrepublik, die defensive Rolle aufgeben und in seiner Politik die neue, von nationalen Faktoren stark bestimmte Entwicklung in Osteuropa berücksichtigen, ja, gleichsam vorwegnehmen solle. Damit soll einer Aktivität um jeden Preis keineswegs das Wort geredet werden. Die Chancen politischer Verhandlungen indessen anders als nach dem Maßstab der inneren und äußeren Unabhängigkeit beurteilen zu wollen, hieße nicht nur, die deutsche Politik mit großer Wahrscheinlichkeit abermals von gänzlich unrealistischen Prämissen abhängig zu machen, sondern würde darüber hinaus bedeuten, die Ansätze zu einer Konsolidierung in Osteuropa zu zerstören und sich der

gegenwärtig allein offenstehenden Möglichkeit zu begeben, vom Westen her das bestehende Kräfteverhältnis zwischen Ost und West zu verschieben und aus dem engen Rahmen der starren Blockpolitik herauszufinden. Die Konsequenzen, die sich aus einer Anwendung der Kriterien von der inneren und äußeren Souveränität ergeben, würden ohne Zweifel weit über die Verbesserung des deutsch-polnischen Verhältnisses hinausführen.

Seit jener Erklärung des Bundeskanzlers ist jedoch, zumal in der Bundesrepublik, für eine aktive und phantasievolle, den alten, unbeweglichen Grundsätzen abholde Ostpolitik nicht gerade viel getan worden. Eher lassen sich rückläufige Tendenzen, neue Verhärtungen und ideologische, völlig apolitische Schemata feststellen. Durch den Zwang, aus der zu einem früheren Zeitpunkt manifestierten politischen Courage die Konsequenzen zu ziehen, hat sich die Bundesrepublik kürzlich sogar der bisher einzigen politisch sinnvollen Verbindung zum Osten berauben müssen. Zwar haben gerade in den letzten Wochen verschiedene westdeutsche Politiker betont, daß sich die Bundesrepublik nun endlich auch den ungelösten Problemen des Verhältnisses zum Osten zuwenden müsse, doch verzichtet das außenpolitische Pro-

gramm der neuen Bundesregierung auf jeden Bezug auf den Ansatz vom 8. November 1956. Nirgends findet sich eine Andeutung, daß die Basis des status quo verlassen werden soll. Die neuerdings vollzogene enge Zusammenarbeit zwischen Gomulka und Tito und deren Auswirkungen für die politische Praxis scheinen der Bundesregierung offensichtlich eher ein Anlaß, auch künftig gegenüber dem Osten politische Abstinenz zu üben, als ihre eigenen Positionen und Maximen zu überprüfen oder sich des erst vor einem Jahr proklamierten Grundsatzes zu erinnern. Weisen alle augenblicklichen, offiziellen programmatischen Äußerungen im Vergleich zu der Erklärung des Bundeskanzlers vom 8. November 1956 auf eine Regression zum status quo ante hin, so muß nachdrücklich an diese Erklärung erinnert und gefragt werden, warum und mit welchem Vorteil man plötzlich hinter ihr zurückbleiben will. Nach allen Nachrichten und Materialien, die uns über die Entwicklung in Polen zur Verfügung stehen, hat sich das Maß der inneren und äußeren Verfügungsgewalt Gomulkas in den vergangenen Monaten nicht verändert. Seine Aktionsgemeinschaft mit Tito, die sicherlich nicht allen Moskauer Plänen entspricht, bringt dies sinnfällig zum Ausdruck. Die ersten beiden Lektionen über die Nachteile einer Zuschauerrolle sind der Bundesrepublik mit der Anerkennung der DDR und der Oder-Neiße-Linie durch Tito soeben erteilt worden.

C. Ch. K.

Atheismus und Politik

Im Ost-West-Konflikt versteht sich der aristotelische Thomismus, wie er die offizielle Philosophie der katholischen Kirche darstellt, als der bedeutsamste Widersacher des historisch-dialektischen Materialismus. Nachdem im Westen nicht zuletzt wegen der Schwierigkeiten beim Beschaffen der Quellen längere Zeit hindurch nur wenig über die Grundgedanken dieser Lehre und namentlich den Stand der Sowjetphilosophie bekannt war, haben Jesuiten eine Reihe aufschlußreicher Studien hervorgebracht. Gab das Buch von Wetter einen ersten ausführlichen Überblick über Geschichte und System der Sowjetphilosophie, ging Jakob Hommes in seinem Buch „Der technische Eros“ sorgfältiger als es bisher vom katholischen Standpunkt aus geschehen war, auf das Verhältnis der Marxschen Theorie zum klassischen Idealismus ein, so versucht das hier zu besprechende Buch von Marcel Reding der politischen Funktion des Atheismus in der modernen Philosophie nachzugehen, wobei naturgemäß das Schwergewicht wiederum bei einer Erörterung der Marxschen Theorie und ihren Folgen liegen muß. Gerade der religions-philosophische und -psychologische Aspekt des Marxismus bedurfte dringend eines eingehenderen Studiums, zumal sich die landläufigen Vorstellungen über diesen Gegenstand — auch bei Gebildeten — meist auf den zum Schlagwort gewordenen Marxsatz, daß die Religion das Opium des Volkes sei, reduzieren.

Marcel Reding, Schüler Theodor Steinbüchels, lehrt Moraltheologie an der Freien Universität Berlin. Er geht von einer gründlichen Kenntnis der marxistischen Klassiker, aber auch neuerer sowjetischer Autoren aus. Anliegen Redings ist es nicht nur, die prinzipiellen Unterschiede westlichen und marxistischen Philosophierens herauszustellen, sondern er weist zugleich nach, wieviel Marx und Marxismus der großen europäischen Tradition verdanken. Über Hegel führen die problemgeschichtlichen Verbindungen zu Aristoteles, über Feuerbach zu Spinoza und damit zu den Systemen des 17. Jahrhunderts, über die utopischen Sozialisten schließlich zur großen englisch-französischen Aufklärung. Dieser geht der Autor in ihren politischen und gesellschaftlichen Grundlagen im 17. und 18. Jahrhundert nach mit dem Ziel, die Situationsbedingtheit vieler in den Marxismus eingegangener religionskritischer Thesen nachzuweisen.

Spinoza als der Begründer der historischen Bibelkritik und Bacons Idolenlehre werden als Vorstufen der soziologischen Analysen der Religion durch Marx bewertet. Eingehender sind die Studien zum Linkshegelianismus, der von der Evangelienkritik zur Kritik der Moral, Politik und schließlich der Ökonomie sich fortentwickelte. Gerade auf diesem Gebiet schließt das Buch Redings eine Lücke. Die Philosophien des Vormärz, unverdient in Vergessenheit geraten, sind zum Verständnis der sozialen und politischen Bewegungen des 19. Jahrhunderts von großer Bedeutung. Neben dem soziologischen Argument gegen Gott (Ideologienlehre) kennt der Marxismus noch das naturwissenschaftliche, das in seinen populären Traktäthen eine große Rolle spielt. Reding geht hier den verschiedenen naturalistischen Materialismen nach und versucht nachzuweisen, daß beispielsweise die generatio aequivoca, die für den jungen Marx ein Hauptargument gegen Gott bildete, sich durchaus mit einem theistischen Weltbild verträgt, zumal auch Thomas von Aquin im Anschluß an Aristoteles sie vertreten habe. Die Einsichten der modernen Naturwissenschaft erkennt Reding an, ohne jedoch zu glauben, daß durch sie Gott entthront werden könne. Überdies lehre die neueste Entwicklung der Naturwissenschaft, daß deren „falsche metaphysischen Ausstrahlungen“ zusammengebrochen seien und ein Ende gefunden hätten bei Fortbestehen der wissenschaftlichen Leistungen.

Der Atheismus gehe auch nicht notwendig aus der materialistischen Geschichtstheorie hervor, die er als realistisch-empiristische Betrachtungsweise — obgleich mit wichtigen Einschränkungen — gelten läßt. Selbst die Marxsche Religionskritik wird keinesfalls gänzlich verworfen. Sie sei zu einem guten Teil aus den Mängeln des verkümmerten Kirchenchristentums des 19. Jahrhunderts heraus und aus der Bindung der Kirche an den Kapitalismus zu verstehen.

Auch von der Seite der Ethnologie und Mythenforschung her stellt sich Reding den marxistischen Argumenten. Hierbei versucht er nachzuweisen, daß die von Marx unterstellte Korrelation von Wirtschaft und Kultur sich nach neueren Forschungsergebnissen nicht halten läßt, das niedere ökonomische Stufen oft von höheren Kulturstufen begleitet werden und umgekehrt. Hierzu ist allerdings zu bemerken, daß eine solche exakte Korrelation von ökonomischem und geistigem Bereich von Marx nicht angesetzt worden ist, was schon aus seinen Bemerkungen zur antiken Kunst hervorgeht, deren Mustergültigkeit für ihn feststeht, auch nachdem ihre geschichtliche Basis vergangen ist.

Im Anschluß an die Phänomenologie des Glaubens der Urvölker von W. Schmidt erörtert Reding die Idee einer Urreligion und Uroffenbarung, wobei er sich auf eine Reihe interessanter Schöpfungsmythen bei Primitiven stützt. Hier nimmt seine Beweisführung spekulativen Charakter an, wie eine Hauptschwierigkeit des Buches wohl darin liegt, daß der Autor einmal den Gedanken einer Weiterentwicklung der ethischen Momente des Marxismus ernst nimmt, d. h. also dessen Thesen — wenn auch innerhalb eines abgesteckten Rahmens — anerkennt, zugleich aber eine überhistorische und überraumliche Wertsphäre dogmatisch setzt. Wie die Sprache und Moral, so gehört für Reding die religiöse Anlage „zu jenem Teil des Menschen, der außerhalb der Sphäre der historisch-ökonomischen Relativität steht“. Zeitbedingte Formen der Frömmigkeit mit ideologisch-interessenspsychologischer Grundlage werden dabei keineswegs geleugnet.

Von Interesse sind die von Reding ins Auge gefaßten Zukunftsperspektiven. Zunächst einmal stellt er fest, daß weite Kreise vergessen hätten, daß ein Kampf gegen den Kommunismus nur sinnvoll ist bei gleichzeitigem Kampf gegen den liberalistischen Kapitalismus. Die Zukunft werde vielleicht zu einer Gesellschaftsform führen, in der die Vorzüge beider Weltsysteme aufgehoben seien, da das Komplementaritätsverhältnis von Kapitalismus und Kommunismus in der Menschennatur tief angelegt sei. Ob der Osten zu einer solchen Synthese schon deshalb bereit sein wird, weil Marx wie Thomas den Aristoteles verehrten, steht allerdings dahin.

A. S.

Der politische Atheismus, Marcel Reding, Styria Verlag, Graz, 360 Seiten, DM 22,—.

Zeitschriftenschau

Wir empfehlen unseren Lesern folgende Zeitschriftenaufsätze zur Lektüre:

Politik

- Die politische Bedeutung der Freizeit.
Gilbert Corman in Politische Studien. 1957, H. 90.
- Imre Nagy. Ein Porträt.
François Fijtö in Der Monat. S. 7, H. 110.
- Geduld in der Demokratie.
in Dokumente. 1957, H. 5.
- Handbuch des Weltkommunismus.
in Das Parlament. Beilage Juni bis Oktober 1957.
- Gesamtwirtschaftliche Wirkungen der Automation.
Fritz Huhle in Frankfurter Hefte. 1957, H. 10.
- Deutsche und Juden heute.
Erich Lüth in Der Monat. 1957, H. 110.
- Der Pazifismus des Atomzeitalters.
Hans J. Morgenthau in Der Monat. 1957, H. 109.
- Hintergrund einer Wahlprognose. Umfragen auf dem Prüfstand.
Erich Peter Neumann und Elisabeth Noelle in Die Politische Meinung. 1957, H. 17.
- Der Eintopf als Dogma. Der Wohlfahrtsstaat ist das Ende der Wohlfahrt.
Wilhelm Röpke in Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 26. 9. 1957

Wissenschaft

- Geschichte kann nicht gemacht werden. Die Entstehung des historischen Bewußtseins.
Hannah Arendt in Deutsche Universitäts-Zeitung. 1957, H. 20.
- Der Mensch und das Atom.
Max Born in Universitas. 1957, H. 10.
- Leistungssteigerung und Arbeitszeit in medizinischer Sicht.
Otto Graf in Universitas. 1957, H. 10.
- Die Gefahren atomarer Versuchsexplosionen.
Heinz Theo Risse in Frankfurter Hefte. 1957, H. 10.
- Das Gesicht des Atheismus. Der Kampf gegen die Religion ist ein Wesenselement des Marxismus.
Georg Siegmund in Rheinischer Merkur von 8. 11. 1957.

Kultur

- Forderungen an unser Bildungssystem.
Hellmuth Becker in Merkur. 1957, H. 10.
- Zur Entdeckung neuer Wirklichkeit.
in Akzente. 1957, H. 5.



Ein Werk der Großchemie ist ohne Forschung nicht denkbar; denn sie ist die Grundlage für die Entwicklung neuer Erzeugungsverfahren. Deshalb haben die FARBERWERKE HOECHST AG. und ihre Tochtergesellschaften in den letzten vier Jahren für Forschungszwecke 211 Millionen DM aufgewendet, davon allein 1955 69 Millionen DM, das sind 5,4% vom Umsatz.

Die Voraussetzungen für unsere Forschungsarbeiten sind nicht zuletzt auf die Tätigkeit der deutschen Universitäten und Hochschulen zurückzuführen, aus deren Hörsälen jetzt wieder gut ausgebildete junge Naturwissenschaftler und Techniker zu uns kommen. Darüber hinaus erkennen wir dankbar die an den Lehrstätten und Instituten betriebene Forschung an, auf der die Praxis aufbaut.

FARBERWERKE HOECHST AG. vormals Meister, Lucius & Brüning FRANKFURT (M) - HOECHST

Weil er nach Moskau fuhr . . .

Der Chefredakteur der Freiburger Studentenzeitung, H. Walter, wird abgesetzt. Dazu entschließt sich der AStA der Universität Freiburg, als sich Herr Walter auf der Fahrt zu den Weltjugendfestspielen in Moskau befindet. Eine schriftliche Benachrichtigung über diesen unerwarteten und plötzlichen Beschluß — er hatte seine Absicht, nach Moskau zu fahren, bereits zwei Monate vorher dem AStA kundgetan — erhält Herr Walter nicht. Statt dessen erfährt er seine Absetzung aus den Tageszeitungen, die, je nach politischem Gusto, diese von dpa verbreitete Meldung groß oder klein aufmachen.

Von der Reise zurück, bittet Herr Walter um Aushändigung des Beschlusses, wobei er jedoch erfährt, daß nichts schriftlich fixiert wurde. Der AStA begründet die Maßnahme seiner Amtsenthebung mit den „Beschlüssen“ des 3. westdeutschen Studenten-Presseseminars in Frankfurt und des VDS, Einladungen nach Moskau seien abzulehnen. Aber solche Beschlüsse gibt es nicht, denn sie wurden nie gefaßt. Lediglich eine Empfehlung des Frankfurter Seminars rät, Einladungen zu den Festspielen in Moskau wegen der bestehenden Gefahr des propagandistischen Mißbrauches abzulehnen. Diese Empfehlung wurde heiß diskutiert und schließlich von einer Mehrheit nicht allzu selbstvertrauender Redakteure durchgesetzt — übrigens auch gegen die Stimme des DISKUS, der sich allerdings an diese Empfehlung hielt und nicht — wie fälschlicherweise berichtet wurde —, anderen Studentenzeitungen gleich, einen Vertreter nach Moskau entsandte.

Ohne die — fehlenden — „Beschlüsse“ der beiden Gremien und ohne schriftlichen Beschluß des AStA Freiburg zur Abberufung Walters wirkt die ganze Angelegenheit mehr spontan als überlegt hinsichtlich der bedauerlichen Konsequenzen, die sich daraus später ergeben haben. Nun ist es nicht neu, daß Studentenfunktionäre ideologische Bauchschmerzen bekommen, wenn Studenten ihrer Universität sich auf politisches Eis begeben, dessen Tragfähigkeit vorher von Bonn nicht bescheinigt wurde. Damit hat man sich gemeinhin schon abgefunden. Aber die Freiburger

Affäre bietet mancherlei neues Anschauungsmaterial wagehal-sigen Akademikergeistes des Jahres 1957.

Der AStA setzt Herrn Walter ab, als er sicher ist, dem Betroffenen nicht Rede und Antwort stehen zu müssen. Er verzichtet auf den üblichen Weg eines Kündigungsschreibens und entschließt sich theatralisch „zum Weg in die Öffentlichkeit“ mit einer Verlautbarung des Pressereferenten an dpa. — Herr Walter ist somit als Kommunist abgestempelt, als er aus Moskau zurückkehrt. Selbstredend verliert er als solcher seinen Posten als Chefredakteur (ehrenamtlich), aber, nach vier Wochen Rummel um seine Person, auch seinen Arbeitsplatz als Schriftsetzer, durch den er sich durch Halbtagsarbeit sein Studium verdient. Jener Verlag hatte ihm für die Moskaureise unbezahlten Urlaub gewährt und ihn nach seiner Rückkehr wiederingestellt. Der Verlust dieses Arbeitsplatzes ist für Herrn Walter nahezu gleichbedeutend mit der Aufgabe seines Studiums. Er hat als Zugabe auch noch das zweifelhafte Vergnügen, für die Herren vom Verfassungsschutz interessant geworden zu sein.

Folgende Meinungen werden in Freiburg vertreten:

Ein Abteilungsleiter des Herrn Walter: „In einem christlichen Betrieb kann kein Kommunist beschäftigt werden.“

Herr E m e i s, Präsident des Freiburger Studentenrates: „Es lag nicht im Sinne des Studentenrates, daß Herr Walter nach seiner Rückkehr irgendwie verdächtigt wurde.“

Die Redaktion der FSZ: „Eine Anfrage beim Verlag H e r d e r ergab, daß die Entlassung des Herrn Walter nicht in Zusammenhang mit seiner Moskaureise stünde.“

Herr E m e i s: „Es war eine Meldung an die Presse gegeben worden, damit diese bei etwaigen Nachrichten der DDR-Zeitungen informiert sei.“

Also: Keiner hat es so gewollt, keiner ist es gewesen und keiner hat etwas gesehen.

Immer wieder das alte — deutsche — Lied.

Klaus M. Ellrodt

Rund um die Welt

Luxemburg. Die Anerkennung der Examina, eine Angleichung der Sozialleistungen für Studenten und damit die Freizügigkeit innerhalb der europäischen Hochschulen haben die Vorsitzenden der studentischen Nationalverbände der Staaten des Gemeinsamen Marktes auf einer Konferenz in Luxemburg verlangt.

Im Rahmen der Veranstaltung, auf der der Verband Deutscher Studentenschaften (VDS) durch seinen 2. Vorsitzenden Helmut Reihlen vertreten war, wurde beschlossen, im Februar 1958 ein Seminar zu veranstalten, das sich mit der Erarbeitung eines entsprechenden Programmes befaßt und vom italienischen studentischen Nationalverband durchgeführt wird. Für dieses Seminar hat der belgische Nationalverband ein Referat über die Probleme einer europäischen Ausbildung übernommen. Der Studentenverband der Niederlande befaßt sich mit Fragen der Anpassung der Studienordnungen der Fakultäten Rechtswissenschaften, Politische Wissenschaften und Wirtschaftswissenschaften. Die Möglichkeit einer Erweiterung von Ferienkursen im europäischen Raum überprüft der luxemburgische Studentenverband. Die französischen Studenten stellen eine Untersuchung darüber an, welche Diplome bereits anerkannt werden und welche hinzukommen können.

Während der italienische Studentenverband die Möglichkeiten einer kulturellen Zusammenarbeit der sechs Nationalverbände untersucht, wird der Verband Deutscher Studentenschaften eine Aufstellung über den gegenwärtigen Stand der Austauschstipendien und -praktika fertigen und dem Seminar Vorschläge für die Ausdehnung der vorhandenen Programme unterbreiten.

Polen. Aus der Vereinigten Arbeiterpartei Polens ausgeschlossen wurden zehn Redakteure der seit Anfang Oktober verbotenen

Studentenzeitung „po prostu“, darunter der ehemalige Chefredakteur Eligiusz Lasota, der erst vor wenigen Monaten in das polnische Parlament gewählt worden war. In einer Stellungnahme zu dem Verbot der Studentenzeitung (siehe „Studentenspiegel“ Nr. 139) hat inzwischen das offizielle Organ der kommunistischen Partei, „Trybuna Ludu“, erklärt, „po prostu“ habe durch seine Forderungen auf Freiheit für alle politischen Richtungen auf die Unterminierung des polnischen Kommunismus hingearbeitet. Die Parteizeitung verurteilt insbesondere Veröffentlichungen der „po prostu“, in denen die israelischen Kollektivfarmen als die „höchste Form des Sozialismus“ bezeichnet und Westdeutschland ein Land mit „blühender Prosperität und unbeschränkter Demokratie“ genannt worden war. In der Stellungnahme der „Trybuna Ludu“ wird bestritten, daß die vor einem Jahr eingeführte Meinungsfreiheit durch das Verbot der Studentenzeitung wieder beseitigt wurde, jedoch könne Kritik nur solange geduldet werden, wie sie einen „schöpferischen Charakter“ habe.

Australien. Beamte des australischen Staatssicherheitsdienstes (ASIO) sind wiederholt an Mitglieder des Lehrpersonals der Universität von Westaustralien herantreten, um Informationen über die politische Tätigkeit und Einstellung der anderen Lehrkräfte und Studenten zu erhalten; sie wurden jedoch stets entschieden abgewiesen. Auch andere Universitäten in Ostaustralien haben ähnliche Erfahrungen mit dem ASIO gemacht. Reporter der Studentenzeitung „Pelican“, die versuchten, hierzu von Beamten der ASIO eine Stellungnahme zu erhalten, bekamen den Bescheid, daß ihr Besuch keinen Zweck hätte.

Dänemark. Die Bemühungen des Nationalverbandes der dänischen Studenten (DSF), an den höheren Schulen eine Berufsberatung für künftige Studenten einzurichten, führten jetzt zum Erfolg. Im Laufe des Winters werden Vertreter des DSF die höheren Schulen Kopenhagens aufsuchen, um sich mit den Schülern über Zukunftsaussichten in den akademischen Berufen zu unterhalten. Man hofft, dadurch manche Fehlentscheidung der Abiturienten bei der Berufswahl verhindern zu können. Schon bevor es zu einem Übereinkommen mit der zuständigen staatlichen Behörde über dieses Problem gelangt war, hatte DSF versuchsweise Berufsberatungen in einigen höheren Schulen Kopenhagens mit Erfolg durchgeführt. Die Rektoren der einzelnen Gymnasien in Kopenhagen sind gebeten worden, im Unterricht auf die Wichtigkeit der Berufsberatung aufmerksam zu machen.

Überall die gleiche Sorge

Einen dringenden Appell, Zimmer für Studenten zur Verfügung zu stellen, hat der Deutsche Bundesstudentenring — der Zusammenschluß aller offiziellen Studentenverbände — an alle Wohnungsinhaber in den Universitätsstädten gerichtet. Angesichts der etwa 15 000 Studierenden, die zu Beginn des Wintersemesters zusätzlich an den Hochschulen aufgenommen werden, seien die studentischen Wohnungsvermittlungen vor nahezu unlösbare Aufgaben gestellt.

Der Mangel an traditionellen „Studentenbuden“ ist vor allem darauf zurückzuführen, daß die meisten der im Zuge des Wiederaufbaues geschaffenen Neubau-Wohnungen zu klein sind, um einen Untermieter aufnehmen zu können. Kennzeichnend für die zunehmende Wohnungsnot der Studenten ist die Tatsache, daß heute zum Teil unerschwingliche Monatsmieten von über 80,— DM verlangt werden. Dadurch werden sehr viele Studierende in ungesunde Kellerwohnungen, Gartenlauben und alte Luftschutzbunker verdrängt; auch die zum Preise von 50,— bis 60,— DM in den Großstädten angebotenen Studentenzimmer befinden sich oft in einem Zustand, der alles andere als wohnlich und kaum geeignet ist, den häuslichen Studieneifer anzuregen. Zimmer ohne Tapeten, mit nur behelfsmäßigem Schrank, kaum ausreichendem Arbeitstisch, ungenügender Beleuchtung und ohne Heizmöglichkeit sind keine Seltenheit. Darüber hinaus leben viele Studenten unter unzureichenden hygienischen Bedingungen. An Bade- und Duschkabellen im Hause fehlt es nahezu immer; Gelegenheit zum Waschen besteht häufig nur in der Küche des Vermieters zu festgesetzten Zeiten.

Aber auch diese unzureichenden Wohnräume werden in so geringer Zahl angeboten, daß die Zimmersuche jeweils zum Semesterbeginn viel Zeit und Mühe erfordert. Sobald die Ortszeitung erschienen ist, setzt eine wahre Hetzjagd ein, um die einzelnen Angebote zu überprüfen. Einzelne Studenten berichten von einer tagelangen mühevollen Suche, die enttäuschend mit der widerwilligen Anmietung eines ihnen nicht zusagenden Quartiers ihren Abschluß fand. Die beinahe monopolartige Stellung der Vermieter findet neben häufigen Radioempfangs-, Maschinen-

Studenten suchen Kontakt mit Ostblock-Universitäten

Der Verband Deutscher Studentenschaften (VDS) hat auf seiner Delegiertentagung in Passau beschlossen, in vollem Umfange normale Hochschulbeziehungen zu den sowjetischen Universitäten herzustellen und die Möglichkeiten einer Kontaktaufnahme mit Studentenverbänden der Ostblockstaaten zu überprüfen. Wie der VDS am Donnerstag in Bonn mitteilte, gehe der Verband nunmehr von dem Grundgedanken aus, daß man sich „von wirklichen Gegebenheiten und nicht von politischer Dogmatik leiten lassen müsse“. Aus diesem Grunde sollten auch die Hochschulbeziehungen zu Jugoslawien in vollem Umfange beibehalten werden.

schreib- und Besuchsverboten ihren Ausdruck darin, daß die Zimmerpreise oft bei Einzug eines neuen Mieters erhöht werden. Außerdem sind die Studenten gezwungen, ihre Zimmer auch während ihrer fünfmonatigen Abwesenheit zur Zeit der Semesterferien zu bezahlen, da sie anderenfalls zum Vorlesungsbeginn keine Bleibe hätten. Deshalb haben sich 20% der Studenten entschlossen, zwischen Universität und Heimatort zu „pendeln“. Das bedeutet eine tägliche Fahrzeit von 1—3 Stunden.

Zur Lösung des studentischen Wohnungsproblems ist es nach Ansicht des Deutschen Bundesstudentenringes dringend erforderlich, daß mehr Studenten-Wohnheime gebaut werden. Augenblicklich wohnen nur etwa 10% der Studierenden in Wohnheimen. Tatsächlich ist die Zahl der Interessenten aber viel höher, da hier wohnliche Räume preisgünstig — im allgemeinen für 40,— DM — zur Verfügung stehen. Doch über das Wohnungsproblem hinaus ist den Studentenheimen eine besondere Bedeutung beizumessen, da sie nach Ansicht von Kennern des Hochschulwesens die letzte Möglichkeit sind, eine Pflanzstätte des studium generale zu bilden; denn sie stellen sicherlich eine positive Alternative zum Problem der studentischen Gemeinschaftsbildung dar. Der verstärkte Bau von Studentenheimen ist um so mehr notwendig, da jetzt über 10 000 Ausländer in der Bundesrepublik studieren, deren Unterbringung angesichts der unterschiedlichen Höhe der ihnen zur Verfügung stehenden Stipendien besondere Schwierigkeiten bereitet. So wird zum Teil von farbigen Studenten eine Monatsmiete von 120,— DM gefordert.

Dänemark. Das neue elfstöckige Studentenwohnhaus in Kopenhagen, das mit einem Kostenaufwand von 6 Millionen Kronen errichtet wurde, ist jetzt soweit fertiggestellt, daß 307 Studenten einziehen können. Jeder Student hat ein Einzelzimmer, der Mietpreis beträgt 100 Kronen monatlich. In den Sommermonaten sollen die leerstehenden Räume an Touristen vermietet werden; der Internationale Studentenverband Dänemarks wird diesen Hotelbetrieb leiten.

England. Mit dem Wohnungsproblem an den britischen Universitäten befaßt sich ein Bericht, der Ende September vom Unterausschuß für Studentenwohnheimfragen des University Grants Committee veröffentlicht wurde. Von den 85 194 im Jahre 1955/56 an britischen Universitäten immatrikuliert gewesenen Studenten lebten 23 707 bei ihren Eltern, 38 072 in Untermiete und nur 23 415 in Studentenwohnheimen. Da man erwartet, daß die Zahl der Studenten im Jahre 1961 auf 102 000 steigen wird, unterstreicht der Bericht, daß die Universitäten mehr als bisher für den Bau von Wohnheimen Sorge tragen müssen. Ferner sollten nahe der Hauptgebäude der Universitäten Studentenhäuser errichtet werden, die als soziale und kulturelle Zentren für alle Studenten dienen könnten, die nicht Bewohner eines Studentenwohnheims sind. Der Bericht empfiehlt, die Zahl der Einwohner in Studentenwohnheimen nicht über 150 steigen zu lassen.

Holland. Rund eine Million Gulden hat die Zentrale Stiftung für den Bau von Studentenwohnheimen bisher von der holländischen Wirtschaft erhalten und zugesagt bekommen. Die Werbekampagne wird weiter fortgesetzt.

FRANKFURTER HYPOTHEKENBANK

Frankfurt am Main

Gegründet 1862

Gallusanlage 8

Drahtanschrift Hypothekenbank Frankfurtmain • Fernsprech-Sammelnummer 30431 • Fernschreiber 0411608



Pfandbriefe • Kommunal-schuldverschreibungen

Hypotheken • Kommunal-darlehen

Am 31. Dezember 1956

Grundkapital und ausgewiesene Rücklagen über 20 Millionen

Bilanzsumme über 690 Millionen

Umlauf an Pfandbriefen und Kommunal-schuldverschreibungen über 570 Millionen

Studentenparadies Upsala

„Semester“ heißt im Schwedischen „Urlaub“, was aber nicht bedeutet, daß die studiosi in diesem Lande sich in jahrelangem, wohligem Nichtstun räkeln.

Wollen Sie von Semestern sprechen, und welcher Student täte das nicht, müssen Sie „Termin“ sagen. Das akademische Jahr zerfällt in Frühling- und Herbst-Termin, die mit Schwankungen in den einzelnen Fakultäten von Januar bis Mai und von September bis Dezember dauern. Dazwischen liegen dann die Sommerferien, die von den sonnenhungrigen Schweden zum Reisen benutzt werden. Wer muß oder kann, arbeitet, und ein Teil fährt nach England oder in die Bundesrepublik, um hier gewissermaßen zwischen zwei Mahlzeiten mit einem zusätzlichen Sommersemester den Wissensdurst zu befriedigen. So erklärt sich auch das Auftauchen weißer Mützen bei uns, bekannt aus „Sie tanzte nur einen Sommer“.

Studieren bedeutet hier nicht „hören“ wie bei uns, sondern man sagt „lesen“. Das ist kein Zufall, denn der schwedische Student, wenigstens der Geisteswissenschaftler, liest vornehmlich zu Hause oder in Bibliotheken und bekommt nicht allzuviel zu hören. In der Universitätsbibliothek „Carolina rediviva“, in der sich der Codex Argenteus befindet, steht ein langer „Kindertisch“, an dem die jüngeren Semester sitzen. Später als Doktorand bekommt man dann seinen eigenen Arbeitsplatz. Drei bis fünf Wochenstunden werden etwa im jeweiligen Fach gehalten. Es ist daher jedesmal ein Ereignis, wenn „die Stunde schlägt“. Zahlreiche gutgekleidete und hübsche Damen strömen auf die Universität zu, und man wäre geneigt, als Ziel ihres Bummels ein Konzert oder eine Modenschau anzunehmen, wenn nicht Kollegehefte und Bücher auffielen, die sie in Bastkörbchen mit sich führen. Strickzeug ist kein seltenes Requisit, und wenn man nicht gerade ein kompliziertes Muster strickt, braucht die Aufmerksamkeit für die Vorlesung nicht zu leiden.

Männliche Hörer gibt es natürlich auch. Mehr als die Hälfte der Philologiestudenten sind jedoch Damen, und allgemein beträgt der weibliche Anteil der Studentenschaft ein angenehmes Drittel. Die Vorlesungen, in deren Verlauf teilweise sogar geraucht werden darf, werden in Form sachlicher Mitteilungen gelesen und aufgenommen, sine ira et studio, ohne Scharren und Klopfen.

Praktika werden in den Naturwissenschaften groß geschrieben, und das Medizinstudium ist vornehmlich praktisch aufgebaut. Man beschäftigt sich jeweils mit nur einem Fach. So studiert man z. B. drei Semester Englisch oder arbeitet zwei Semester Chirurgie. Sofort anschließend ist Examen. Um nicht overdressed zu erscheinen, läßt der Examenskandidat seinen „Konfirmationsanzug“ im Schrank und erscheint im Alltagsgewand. Anschließend wird vom Professor die Zensur in das Tentamenbuch eingetragen, das jeder bei der Einschreibung erhält.

Zu „Examen“ sagt man hier „Tentamen“, man hat sich übrigens aus der Fülle lateinischer Ausdrücke ganz spezielle reserviert, und im Anfang macht es Schwierigkeiten, ein „Vikariat“ nicht als kirchliches Amt, sondern schlicht als „Vertretung“ zu erkennen, und ich erinnere mich, einmal „Amanuens“ für eine Modifikation des Vornamens „Amadeus“ gehalten zu haben, bis ich dahinter kam, daß es die hier übliche Bezeichnung für „Assistent“ ist.

Mit der letzten bestandenen Prüfung hat man dann automatisch seinen Abschluß als jur. candidat, fil. magister oder med. licentiat, wobei die Fakultät mit „fonetischer orthografie“ zuerst geschrieben wird. Für den „Doktorartikel“, wie mein Friseur immer sagt, bedarf es einer öffentlichen Disputation.

Das „Lesen“ findet also zu Hause statt, wozu auch der Nichtsprachler neben der schwedischen viel englische und deutsche Literatur benutzt. „Benninghoff“ und „Rein“ gehören auch in Upsala zum Rüstzeug eines Vorklinikers. Eine nicht zu verachtende Leistung, denn man weiß aus eigener Erfahrung, wie schwer es oft ist, die eigene Muttersprache in der Form unserer Lehrbücher zu verstehen.

Die Wohnungen sind zweckmäßig eingerichtet. Helle, zentralgeheizte Räume mit Dusche und Kochnische stehen älteren Semestern zur Verfügung. Die „Recentiores“, wie man die Muli nennt, müssen mit „Tante“ vorlieb nehmen. Sie wohnen bei einer Wirtin, und erst nach einigen „Terminen“ erwerben sie das Recht auf ein offizielles Studentenzimmer.

Die Universität besitzt Studentenwohnhäuser und hat einen ganzen Komplex errichtet, der „Studentenstadt“ heißt. Weniger nüchtern sind die Namen der erstgenannten: „Imperfectum“, ohne Zentralheizung, „Plusquamperfectum“ noch älter aber romantischer, „Klosettpalast“, eine Stiftung des Königs mit einem „Thron“ für jeden, oder „Parthenon“, for ladies only (zu erkennen an der Unzahl von Herrenfahrrädern vor der Tür). Für ein modernes Zimmer in den Wohnhäusern zahlt man umgerechnet 80,— bis 100,— DM, und hat den Vorteil, daß man während der Sommerferien gratis wohnt.

In Upsala veranschlagt man an durchschnittlichen Unterhaltungskosten etwa 350,— DM monatlich. Das geht selbst über den Etat manches wohlhabenden Vaters. Man leiht daher das nötige Geld auf der Bank, entweder mit staatlicher Garantie auf Grund guter Zeugnisse oder durch Gestellung zweier seriöser, finanzkräftiger Bürgen, was allgemein üblich ist. Es gibt keine Not während des Studiums, Studentenehen sind häufig. Man liegt niemandem auf der Tasche und als fertiger guthonorierter Akademiker sind die Schulden mit den humanen Zinsen bald abbezahlt und vergessen.

Zu jedem Semester erscheint der „Universitätskatalog“, der ein vollständiges Verzeichnis aller Studierenden und Lehrer enthält mit Geburtsdatum, Abiturjahr, Adresse und Telefon. Man kann also förmlich einmalige Bekanntschaften, von denen man nur den Namen behalten hat, per Telefon wiederaufleben lassen.

Alle vierzehn Tage kommt die Studentenzeitung ins Haus, die den kategorischen Namen „Ergo“ trägt. Infolge ihrer Frequenz ist sie ziemlich aktuell, nahezu familiär lokal und von bemerkenswerter Offenheit.

Es besteht allgemeine Gebührenfreiheit, man bezahlt lediglich einen Semester-Beitrag in Höhe unserer Sozialgebühren an seine „Nation“. Diese „Nationen“, dreizehn an der Zahl, sind Ver-

einigungen landsmannschaftlicher Art: Norrland, Gotland, Stockholm, Wärmaland, usw., früher verpönt, heute nicht nur anerkannt, sondern sogar obligatorisch. Mit ihren gepflegten Nationshäusern sind sie Mittelpunkte des studentischen Lebens in Upsala. In Stockholm, Lund und Göteborg, den anderen Hochschulstädten Schwedens, kennt man sie nicht. Man trifft sich hier zu Festen, Versammlungen und Ausstellungen. Jede Nation hat ihr eigenes Gesangbuch mit launigen Illustrationen und einem Repertoire auch an deutschen Liedern. Dieses Nationsleben macht Upsala besonders beliebt. Zur Walpurgisnacht am 30. April werden Sonderzüge eingesetzt, und die Stadt ist übersät mit den auch hier bekannten weißen Mützen, die jeder Abiturient tragen darf. Sie werden nach einem halben Jahr Winterschlaf zu Ehren des Frühling wieder aufgesetzt, und verschwinden dann leicht angegraut am ersten Oktober.

Mitte Mai geht man auf den Frühlingball. Am Abend vorher läßt man seiner Angebetenen eine Serenade bringen durch einen privilegierten Männerchor. Traditionsgemäß zahlt man mit einem halben Liter Schwedenpunsch, den die Sänger aus transporttechnischen Gründen gleich verschwinden lassen. Die letzten Darbietungen jener wackeren Jünger der Kehle sind dann kaum noch anzuhören. Dennoch dankt die Angesungene nicht a la Wilhelm Busch, sondern stellt ein Licht ans Fenster, denn sie darf sich nach altem Brauch nicht selbst zeigen.

Am Balltage sind kaum Taxen zu haben. Die Konditoreien der Stadt backen Studentinnen zum Reinbeißen, und die Textilgeschäfte haben Fracks und Abendkleider ausgestellt. Meist leihen sich die Studenten einen Frack, und als Beispiel für die schwedische Ehrlichkeit möchte ich bei der Gelegenheit erzählen, daß mich der Frackverleih eine Woche später anrief, um mir zwei vergessene „Zehner“ und ein Paar Rubinclips zurückzuerstatten.



Eine Mensa Academica gibt es nicht, die Studenten essen in Abonnenten-Restaurants. Hier bekommt man für 2,50 DM soviel zu essen wie man will. Man holt sich selbst, was man braucht, von einem reichgedeckten Tisch, trinkt dazu Milch, Tee oder Kakao und beschließt seine Mahlzeit mit der obligaten Tasse Kaffee.

Unter Studenten duzt man sich, was sofort eine unkonventionelle Stimmung schafft, und auch das Verhältnis zu Assistenten und „Profeten“, wie man die Professoren nennt, ist auffallend ungezwungen und frei.

Upsala ist eine alte Universitätsstadt aus dem Jahre 1477, die sich ganz mit ihren 10% Studenten identifiziert. Das Universitätsgebäude im Schatten des Backsteindomes trägt über dem Eingang zur Aula den Spruch:

„Frei zu denken ist groß, recht zu denken ist größer.“

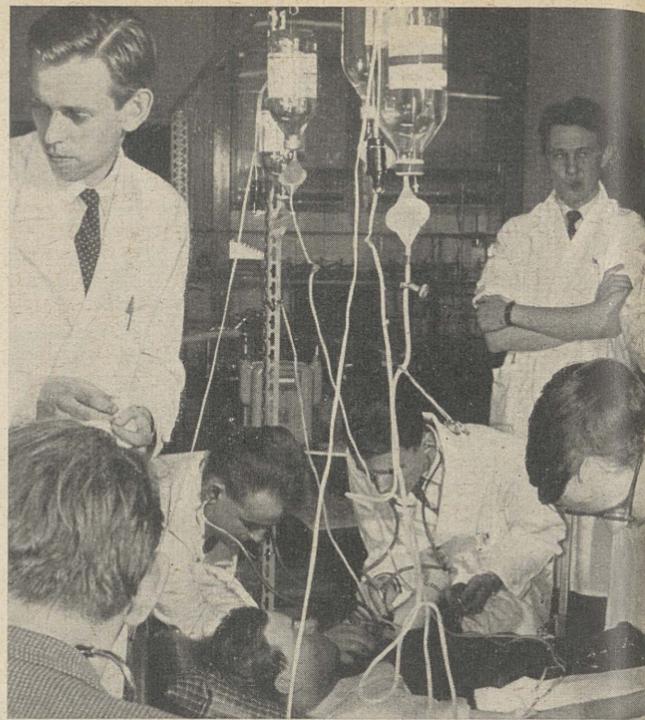
Sie ist aber auch eine gefährliche Stadt, und ihre stärkste Waffe ist ihr Charme. Es gibt hier noch „ewige Studenten“, und auch mich hat Upsala statt der geplanten vier Wochen über zwei Jahre festgehalten und mir eine reiche und unvergeßliche Zeit geschenkt.

Werner Müller

Akademische Siedler

Die Idee, in Berlin eine Freie Universität zu gründen, kam von Studenten. Studenten vermochten auch die Amerikaner dafür zu gewinnen und haben von ihnen die ersten Gelder bekommen. Und als die Universität mehrere tausend Hörer umfaßte, und die Privatzimmer als bisher einzige Möglichkeit der Unterbringung knapp wurden, da waren es wiederum Studenten, die einen Ausweg suchten und fanden. So entstand der Plan eines Studentendorfes. Vor wenigen Wochen wurde der Grundstein für dieses Dorf gelegt, das rund 700 Studenten Unterkunft geben soll. Aber es war ein langer Weg und viele Hindernisse mußten genommen werden.

Niemand wollte die benötigten Mittel — rund 8 Millionen wurden gebraucht — zur Verfügung stellen. Die überseeischen Freunde der Freien Universität waren der Auffassung, die Studenten sollten durch einen Beitrag, der von allen erhoben wird, sich an der Finanzierung beteiligen und damit ihr dringendes Interesse zum Ausdruck bringen. Freilich viel konnte auf diese Weise nicht aufgebracht werden, aber es sollte ja auch mehr ein symbolischer Beitrag sein. Im Sommersemester 1955 wurde dann erstmals von jedem Studenten ein Wohnheimbeitrag in Höhe von 2,— DM erhoben. Diese Wohnheimaktion erstreckte sich über 4 Semester, sie ist erst im vergangenen Sommersemester abge-



laufen. Nachdem dieser Wohnheimbeitrag eingeführt war, konnte man von den Amerikanern eine Spende von 7,5 Mill. DM für den Bau bekommen. Diese Zusage war jedoch unverbindlich gegeben worden, und die Spende sollte erst freigegeben werden, wenn das Grundstück vorhanden ist. Die Stadt Berlin war bereit, den Kaufpreis für das Grundstück zu zahlen —, wenn das Geld für den Bau da sein werde. So zogen sich die Verhandlungen hin. Der Senat von Berlin war mit den Plänen der Studenten nicht einverstanden, und wenn sich eine Einigung abzeichnete, schoß der Bezirk Zehlendorf dazwischen, in dessen Bereich das Studentendorf gebaut wird. Wenn man sich schon mit viel Mühe und Geduld über die Baupläne endlich einigen konnte; beim Grundstück schien dies nicht möglich. Wieder einmal griffen die Studenten zur Selbsthilfe. Mit den inzwischen eingegangenen Wohnheimbeiträgen erwarb man das Vorkaufsrecht für ein Gelände in Schlachtensee — rund 15 Minuten Autobusfahrt von der FU entfernt. Erst wenige Tage vor dem Ablauf des Vorkaufvertrages war der Berliner Senat bereit, das Grundstück für die Freie Universität zu kaufen. Und noch einmal verging ein dreiviertel Jahr, bis dann endlich am 10. 10. 1957 der Grundstein für das neue Studentendorf gelegt werden konnte. In anderthalb Jahren soll das Dorf fertig sein. Es wird aus einer Reihe von einzelnen Wohnhäusern und einem größeren zentralen Kulturgebäude bestehen. Zwar wird sich um das Dorf ein ordentlicher Professor kümmern, jedoch untersteht es der Studentischen Selbstverwaltung. Die Miete für ein Einzelzimmer wird bis 45,— DM betragen.

So erfreulich der Beginn des Baues auch ist, so ist doch jetzt schon abzusehen, daß das Projekt zu klein ist. Wenn die Freie Universität weiter so wächst wie bisher, dann wird das Studentendorf kaum den Zugang eines Semesters aufnehmen können. Allerdings dürfte ein weiteres starkes Wachstum auf erheblichen Widerstand stoßen, denn man ist trotz des gegenwärtigen Baus von zwei Fakultätsgebäuden — dem der Juristischen und dem der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät — bereits wieder dabei, Kinos als Vorlesungsräume zu mieten.

Hermann Müller

Studierende

erhalten die

„Frankfurter Allgemeine Zeitung“

als Abholabonnement

zum monatlichen

Sonderpreis von DM 3,—

Frankfurter Allgemeine

ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Entgegennahme der Bestellung

und Alleinauslieferung

für Studenten durch

PETER NAACHER

Buchhandlung und Antiquariat

für Universitätswissenschaften

Frankfurt a. M., An der Bockenheimer Warte

Hochschulnachrichten

Im Rahmen der Feier zur Rektoratsübergabe der Universität Frankfurt wurden den Herren Prof. Dr. Eberhard Bruck und Prof. Dr. Thorton Wilder die Würde von Ehrendoktoren der Philosophischen Fakultät verliehen.

Rechtswissenschaftliche Fakultät

Herr Priv. Doz. Dr. Viktor Weidner, Marburg, erhielt einen Lehrauftrag für Arbeitsrecht.

Herr Assessor Dr. Othmar Jauernig erhielt die *venia legendi* für Bürgerliches Recht und Zivilprozessrecht.

Herr Dr. Werner Mückenberger nahm im Mai im Rahmen einer Veranstaltung der Europa-Union an einem Studien- und Freundschaftsflug nach den USA teil, die Reise führte u. a. nach New York, Philadelphia und Washington.

Medizinische Fakultät

Herr Prof. Dr. Rudolf Geißendörfer, Direktor der Chirurgischen Universitätsklinik, wurde vom wissenschaftlichen Komitee der Internationalen Gesellschaft für Chirurgie aufgefordert, im Oktober in Mexiko einen Vortrag über „Chirurgische Krebsprophylaxe“ zu halten. Er wird an dieser Tagung teilnehmen.

Herr Prof. Dr. Jörg Jürgens nahm am 2. Symposium über „Die spontane Blutgerinnung“, durchgeführt von der Fondation Valentino Baldacci, im Juni in Lissabon teil.

Herr Prof. Dr. Wilhelm Krücke hielt Mitte Juni vor dem Österreichischen Verein für Psychiatrie und Neurologie einen Festvortrag zu Ehren des Nestors der Österreichischen Neuropathologen, Prof. Dr. Ernst Strüssler, anlässlich dessen 85. Geburtstages.

Herr Prof. Dr. Werner-Joachim Eicke hat sich an die Philipps-Universität in Marburg umhabilitiert.

Herr Priv. Doz. Dr. Leopold Ther wurde die Bezeichnung „außerplanmäßiger Professor“ verliehen.

Herr Priv. Doz. Dr. Max Kuck wurde auch im Sommersemester 1957 mit der kommissarischen Wahrnehmung der Dienstgeschäfte des Extraordinariats für zahnärztliche Prothetik beauftragt.

Herr Priv. Doz. Dr. Herbert Gramer wurde als Active Member in den Inter-Society Cytology Council aufgenommen, ferner nahm er auf Einladung an dem Cytologie-Symposium der „International Union Against Cancer“, das Anfang Juli in Brüssel stattfand, teil.

Es wird gebeten, die Pressemitteilung vom 30. 9. 1957 dahin zu berichtigen, daß Herrn Prof. Dr. Hans Naujoks, Direktor der Universitäts-Frauenklinik, nicht das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse, sondern das Große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen worden ist. Diese Auszeichnung wurde Herrn Prof. Dr. Naujoks am 26. 9. 1957 durch den Herrn Hessischen Kultusminister Dr. Arno Hennig ausgehändigt.

Philosophische Fakultät

Herr Prof. Dr. Harald Keller nahm in seiner Eigenschaft als Mitglied des Kuratoriums des Max-Planck-Instituts Bibliotheca Hertziana an der diesjährigen Sitzung dieses Kuratoriums im Mai in Rom teil.

Herr Prof. Dr. Friedrich Ohly wurde mit der Vertretung des freien Extraordinariats für Deutsche Philologie an der Universität Mainz beauftragt. Er hat außerdem den an ihn ergangenen Ruf auf diesen Lehrstuhl angenommen.

Herr Priv. Doz. Dr. Walter Höllerer wurde von der Harvard University (USA) zu Vorträgen über Fragen der deutschen Dichtung im 20. Jahrhundert und zur Teilnahme am International Seminar eingeladen. Die Vorträge fanden Ende Juli und im August statt.

Herr Stud. Ass. Dr. Richard Grün erhielt einen Lehrauftrag für „Praktische Übungen in der englischen Sprache auf wissenschaftlicher Grundlage“.

Herr Heschmat Moayyad wurde zum nebenamtlichen Lektor für „Persische Sprache“ bestellt.

Naturwissenschaftliche Fakultät

Herr Prof. Dr. Friedrich Dessauer wurde zum Ehrenbürger der Stadt Aschaffenburg ernannt.

Herr Prof. Dr. Wolfgang Franz hielt Gastvorträge am Institute for Advanced Study in Princeton, New Jersey, und an der University of North Carolina in Chapel Hill, North Carolina, USA.

Frau Prof. Dr. Ruth Moufang wurde zum Mitdirektor des Mathematischen Seminars ernannt.

Herr Prof. Dr. Reinhard Walter Kaplan wurde um Übernahme des Hauptvortrages über „Genetische Schäden durch ionisierende Strahlen“ beim World Congress of Doctors for the Study of present-day living Conditions, Ende September 1957 in Cannes gebeten. Prof. Kaplan ist seit 1957 Mitglied des Arbeitskreises 4 „Strahlenbiologie“ der Fachkommission IV (Strahlenschutz) der deutschen Atomkommission.

Herr Priv. Doz. Dr. Ernst-August Behrens wurde die Bezeichnung „außerplanmäßiger Professor“ verliehen.

Herr Priv. Doz. Dr. Ernst Schönhalz hielt Gastvorlesungen an den Universitäten Stockholm und Uppsala. Anschließend nahm er an einer Studienreise durch Mittel- und Südschweden teil.

Herr Priv. Doz. Dr. Karl Krömmelbein ist für 3 Jahre der deutsch-brasilianischen Gesellschaft PETROBAS (Petroleo brasileiro S. A.) als Paläontologe beigetreten.

Die *venia legendi* wurde erteilt

Herr Dr. Günther Hollmann für „Meteorologie“.

Herr Dr. Hans Götze für „Radiochemie im Rahmen der Physikalischen Chemie“.

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät

Herr Prof. Dr. Karl Hagenmüller hat einen Lehrauftrag für Bankbetriebslehre an der Universität Saarbrücken übernommen.

Herr Prof. Dr. Adolf Blind hat den an ihn ergangenen Ruf an die Universität Saarbrücken abgelehnt.

Herr Prof. Dr. Helmut Koch, der den an ihn ergangenen Ruf an die Universität Münster/Westf. angenommen hat, wurde im Sommersemester 1957 mit der Vertretungsweise Wahrnehmung der Dienstgeschäfte des Ordinariats für Betriebswirtschaftslehre beauftragt.

Herr Prof. Dr. Richard Herzog wurde mit der kommissarischen Wahrnehmung des Ordinariats für Volkswirtschaftslehre an der Technischen Hochschule Karlsruhe beauftragt.

Herr Prof. Dr. Hans Scherpner nahm in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Deutschen Zweiges des Internationalen Sozialdienstes an einer Sitzung dieser Vereinigung in Genf teil.

Katholische Studentengemeinde

Gottesdienste

Sonntags, 8.30 Uhr: Akademischer Gottesdienst in der Kapelle des Studentenhaus, Jügelstraße 1.

Dienstags, 7.30 Uhr: Gemeinschaftsmesse in der Kapelle des Studentenhaus.

Mittwochs, 7.00 Uhr: Missa für Mediziner in der Rektoratskapelle des Städtischen Krankenhauses, Ludwig-Rehn-Straße 7.

Donnerstags, 19.15 Uhr: Abendmesse in der Kapelle des Studentenhaus.

Freitags, 7.00 Uhr: Gemeinschaftsmesse in der Kapelle des Studentenhaus.

Zu folgenden Vorträgen wird herzlich eingeladen:

27. November 1957:

20.00 Uhr, Studentenhaus, Sitzungssaal Zimmer 203, Dr. Walter Leonhardt, Redakteur der Wochenzeitschrift „Die Zeit“, spricht über das Thema: „England auf den zweiten Blick“.

Im Dezember 1957:

Dr. Robert Herter, Redakteur der „Gegenwart“: Betrachtungen über die Demokratie nach Toqueville.

Paul Sethe, Redakteur der „Welt“, spricht über ein außenpolitisches Thema.

Vorführung des Filmes „Stresemann“, Besprechung von Ulrich Keitel.

Da für die letzten drei Vorträge die Termine noch nicht feststehen, können sie ab 4. Dezember 1957 bei der Geschäftsführung der Vereinigung von Freunden und Förderern, Telefon 2 02 41, Apparat 367, erfragt werden.

Kirchliche Adventsfeier: Freitag, 6. Dezember, 19.00 Uhr s. t., in der Frauenfriedenskirche, Zeppelinallee 101 (zu erreichen mit Linie 1).

Abendveranstaltungen

Montag, 25. November, 20.00 Uhr c. t., Öffentlicher Vortrag in der Aula der Universität: Prof. Dr. Josef Pieper, Münster (Westf.): „Glück und Kontemplation.“

Mittwoch, 27. November, 20.00 Uhr, Medizinischer Arbeitskreis im Kleinen Klubraum des Studentenhaus. Thema: „Wirklichkeit der Seele in der Medizin“, Referent: Dr. med. Rudolf Degkwitz, Frankfurt.

Montag, 2. Dezember, 20.00 Uhr, Offener Abend des Studentenpfarrers im Großen Klubraum des Studentenhaus. „Das Schuldbewußtsein des modernen Menschen.“

Montag, 2. Dezember, 20.00 Uhr, Offener Abend des Studentenpfarrers im Großen Klubraum des Studentenhaus. „Der Bürger“, eine soziologische Analyse.

Mittwoch, 11. Dezember, 20.00 Uhr, Medizinischer Arbeitskreis im Kleinen Klubraum des Studentenhaus. Thema: „Psychotherapie und Religion (I)“, Referent: PD Dr. Dr. Albert Görres, Mainz (Rhein).

Montag, 16. Dezember, 20.00 Uhr c. t., Öffentlicher Vortrag in der Aula der Universität: Prof. Dr. Michael Schmau, München: „Tod und Unsterblichkeit.“

Dienstag, 17. Dezember, 19.30 Uhr, Evangelisch-Katholische Arbeitsgemeinschaft im Kleinen Klubraum des Studentenhaus. „Die Lehre von Sünde und Gnade.“ Leitung: Die beiden Studentenpfarrer.

Mittwoch, 18. Dezember, 20.00 Uhr, Zusammensein mit ausländischen Studenten im Kleinen Klubraum des Studentenhaus. „Die religiöse Situation in Deutschland.“

Freitag, 6. Dezember, 20.00 Uhr (im Anschluß an die Kirchliche Adventsfeier) Nikolausfest der Katholischen Studentengemeinde im Pfarrsaal von Frauenfrieden, Zeppelinallee 101 (zu erreichen mit Linie 1).

Samstag/Sonntag, 7. und 8. Dezember, Wochenendtagung für Juristen im Haus der Katholischen Jugend, Oberreifenberg (Taunus). „Die Men-



schenrechte im Bonner Grundgesetz und in der sowjetischen Verfassung.“ Referent: Prof. Dr. Freiherr von der Heydte, Würzburg/Mainz.
Exerzitien für Studenten: Donnerstag, 19. Dezember (Anreise bis 18.00 Uhr) bis Montag, 23. Dezember (Abreise bis 10.00 Uhr) in Hofheim (Taunus). Leiter: P. Dr. Günter Soballa SJ, Jakobsberg bei Bingen (Rhein).
Exerzitien für Studentinnen: Donnerstag, 19. Dezember (Anreise bis 18.00 Uhr) bis Montag, 23. Dezember (Abreise bis 10.00 Uhr) in Limburg (Lahn). Leiter: P. Dr. Herbert Kelle SJ, Bad Godesberg (Rhein).

Evangelische Studentengemeinde

Gottesdienste

Mittwoch, 20. November, 10.00 Uhr, Kapelle des Studentenhaus: Gottesdienst zum Buß- und Bettag.

Von da ab jeden Sonntag, 10.00 Uhr, in der Kapelle des Studentenhaus, außer 22. Dezember bis 5. Januar.

Hochschulabende

Vortragszyklus des Studentenpfarrers: „Die Botschaft der Bergpredigt“

Mittwoch, 27. November, „Das neue Gesetz“

Mittwoch, 4. Dezember, „Das Glück“

Mittwoch, 11. Dezember, „Die Gewalt“

Mittwoch, 8. Januar, „Die Frau“

jeweils um 19.15 Uhr in der Kapelle des Studentenhaus.

Sonstige Veranstaltungen

Ausländerabende: jeweils um 20.00 Uhr im Raum 109 des Studentenhaus:

Donnerstag, 21. November: „Negro Spirituals“.

Donnerstag, 12. Dezember: „Die Geschichte Frankfurts“ (Dr. Rumpf).

Ost-West-Klub: jeweils um 20.00 Uhr im Großen Klubraum des Studentenhaus:

Freitag, 22. November: „Die bürgerliche Moral“ (Stud.-Pfr. Dr. Böhme)

Freitag, 13. Dezember: „Rilke“ (Prof. Dr. Kunz)

Evgl.-Kath. Arbeitsgemeinschaft: jeweils um 19.15 Uhr im Kleinen Klubraum des Studentenhaus:

„Die Lehre von der Sünde und Gnade“



Dienstag, 17. Dezember: „Das Menschenbild der Bibel“ (Einleitung Stud.-Pfr. Dr. Böhme)

Tagungen in der Evangelischen Akademie Arnoldshain/Taunus: Samstag/Sonntag, 23./24. November: „Die Bedeutung des Opfers in der modernen Welt“.

Samstag/Sonntag, 14./15. Dezember: Meditationstagung. (Anmeldungen zu den Tagungen im Sekretariat, Zimmer 32, des Studentenhaus.)

Adventsfeier: Sonntag, 1. Dezember, 15.00 Uhr, im Großen Klubraum des Studentenhaus.

Weihnachtsfeier: Mittwoch, 18. Dezember, 19.15 Uhr, Kapelle des Studentenhaus: Aufführung des Oberuferer Christgeburtsspiels anschließend geselliges Beisammensein in der Mensa II.

Selbstverwaltung

Die Seminar-Benutzungsgebühr wurde bei den Juristen auf 15,— DM erhöht. Wie wir erfahren, will man von den Mehreinnahmen die Ausstattung zweier Institute finanzieren, die voraussichtlich zum Sommersemester 1958 errichtet werden.

Die Juristische Fachschaft veranstaltete vom 4.—6. 11. eine Studienfahrt nach Bonn. Da die Teilnehmerzahl beschränkt war, konnten von den vielen Interessenten nur die Juristen mitgenommen werden. Es wurde jedoch angeregt, daß auch andere Fachschaften ähnliche Studienfahrten durchführen.

Am 18. 11. findet der Neu-Immatrikulierten-Tee der Juristischen Fakultät und Fachschaft statt. Der Dekan, Spectabilis Erlar, hat seine Teilnahme bereits zugesagt.

Die Buchhandlung für den MEDIZINER

JOHANNES ALT

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin und Naturwissenschaft

FRANKFURT A.M. - SUD 10
 Gartenstraße 134 · Telefon 61993

Jetzt wieder in den erweiterten Geschäftsräumen, Gartenstraße 134, Haltestelle Hippodrom, in der Nähe der Universitätsklinik

VEREINIGUNG VON FREUNDEN UND FÖRDERERN DER JOHANN WOLFGANG GOETHE-UNIVERSITÄT E. V.

Neue Mitglieder:

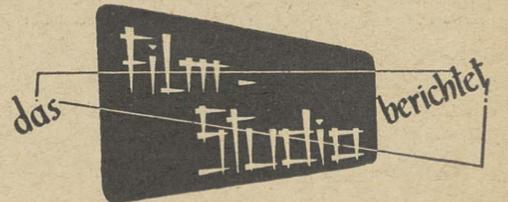
Gerd Ammelburg, Frankfurt am Main, Ammelburgstraße 16
 Direktor Dr. A. Schlegel i. Fa. Schenker & Co. GmbH., Frankfurt am Main, Opernplatz 2
 Rechtsanwalt und Notar Helmuth Henze, Frankfurt am Main, Liebigstraße 4
 Direktor Dr. jur. Wolfgang Koeppl p. Adr. Allgemeine Lokalbahn- und Kraftwerke A. G., Frankfurt am Main, Münchener Straße 56—60
 Direktor Wilhelm-Hugo Witt, Deutsche Bank, Frankfurt am Main, Junghofstraße 5—11

Firmen:

Kuratorium Kulturelles Frankfurt e. V., Frankfurt am Main, Ammelburgstraße 16
 Schenker & Co. GmbH., Frankfurt am Main, Opernplatz 2
 Allgemeine Lokalbahn- und Kraftwerke A. G., Frankfurt am Main, Münchener Straße 56—60
 IBM-Deutschland, Internationale Büro-Maschinen GmbH., Sindelfingen/Württ., Böblinger Allee 49
 IBM-Deutschland, Internationale Büro-Maschinen GmbH., Frankfurt am Main, Am Hauptbahnhof 12
 Deutsche Milchwerke Dr. A. Sauer, Zwingenberg/Bergstraße
 Klebstoffwerke „Collodin“, Dr. Schultz & Nauth K.-G., Frankfurt am Main, Vilbeler Landstraße 20

Förderer:

Regierungspräsident Johannes Sachse, Wiesbaden, Taunusstr. 51



Sonderveranstaltung

Mittwoch, den 27. November 14.00, 16.15, 18.30, 21.00 Uhr
 Donnerstag, den 28. November 14.00, 16.15, 18.30, 21.00 Uhr

Der Bäcker von Valorgue

(Le Boulanger de Valorgue) Henri Verneuil (1952)

Mittwoch, den 4. Dezember 14.00, 16.15, 18.30, 21.00 Uhr
 Donnerstag, den 5. Dezember 14.00, 16.15, 18.30, 21.00 Uhr

Le Puritain (Der Puritaner)

Jeff Musso (1937)

Mittwoch, den 11. Dezember 14.00, 16.15, 18.30, 21.00 Uhr
 Donnerstag, den 12. Dezember 14.00, 16.15, 18.30, 21.00 Uhr

Toni

Jean Renoir (1934)

Vorlesungen für Amerikaner

Auf Anregung des Kommandierenden Generals der 3. US Panzerdivision, Generalmajor Robert W. Porter jun., wird im Wintersemester 1957/58 an der Frankfurter Universität eine Reihe von Vorträgen für Amerikaner, insbesondere amerikanische Studierende, die sich z. Zt. im Heeresdienst befinden, veranstaltet.

In 6 Einzelvorlesungen werden Mitglieder des Lehrkörpers der Universität Frankfurt Vorträge über Rechts-, Kultur-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in englischer Sprache abhalten. Während die wissenschaftliche Planung von der Universität durchgeführt wurde, liegt die technische Abwicklung der Veranstaltungen, bei denen mit 300 Teilnehmern gerechnet wird, in Händen der amerikanischen Spear Head Division.

Philosophische Fakultät

der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M.

EINLADUNG

zu den Vorlesungen über Geschichte, Philosophie und Religion des Judentums (Loeb-Lectures)

Dezember

Dr. J. Maitlis (London)
 4. Dezember, 14—16 Uhr Vorlesung
 „Die Volksliteratur in der altjiddischen Sprache des 16. bis 18. Jahrhunderts“
 Dr. A. Stein (London)
 11. Dezember, 14—16 Uhr Vorlesung
 „Hellenistisches Gedankengut in früh-rabbinischer Literatur“
 Professor Dr. M. Landmann (Berlin)
 18. Dezember, 14—16 Uhr Vorlesung
 „Das Tier in der jüdischen Weisung“

Januar

Dr. K. Wilhelm (Stockholm)
 8. Januar, 14—16 Uhr Vorlesung
 „Eine geisteswissenschaftliche Einführung in die Wissenschaft vom Judentum“
 Dr. O. E. Lehmann (Oxford)
 22. Januar, 14—16 Uhr Vorlesung
 „Die Persönlichkeit und Bedeutung Abraham Geigers für die Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts“

Februar

Dr. Gg. Salzberger (London)
 5. Februar, 14—16 Uhr Vorlesung
 „Die Stellung des neuzeitlichen Judentums zu Christus“
 Professor Dr. K. Schubert (Wien)
 19. Februar, 14—16 Uhr Vorlesung
 „Die Hauptprobleme der mittelalterlichen jüdischen Religionsphilosophie“

Die Vorlesungen sind für Hörer aller Fakultäten sowie für die Öffentlichkeit bestimmt. Sie unterliegen nicht der Belegpflicht und sind unentgeltlich. Alle Vorlesungen finden im großen Übungsraum des Philosophischen Seminars (Universitätshauptgebäude, Eingang Mertonstraße 17, Raum 113/115), statt.
 Der Dekan: Viebrock

Die neuen Vertreter der Studentenschaft

Wir Deutschen lieben keine Regierungskrisen. Dies gilt auch für die Frankfurter Studentenpolitik, deren schreckliche, weil parlamentslose Zeit vor einem Jahr inzwischen längst vergessen ist. Mit der neuen Legislaturperiode ist bereits eine „neue Garnitur“ von Studentenvertretern gewählt, die wir auf einer Sitzung des Parlaments gleich in Aktion kennenlernten und dabei nun mit Vergnügen unseren Lesern vorstellen können.

Pünktlich eröffnete der Parlamentspräsident, sprich: Bundestagspräsident en miniature, stud. phil. Gerhard Moos, 8. Semester, die Versammlung im Großen Sitzungssaal des Studentenhauses. Auf den Tischen standen zum ersten Male — wie bei internationalen Tagungen — weiße Schilder, die die Fachschaften auf die richtigen Plätze dirigierten. Rechts vom Präsidium, das von den Schriftführern flankiert wurde, saßen die Vertreter der Professoren. Ihnen gegenüber der neue AStA als „Regierungsvertretung“. Sein Erster Vorsitzender — Regierungschef oder Premier, wie's beliebt — ist der Sozialreferent des letzten AStA, stud. phil. Wilfried Faß, mit allen Anlagen eines entschlossenen wie geschmeidigen Politikers, dessen Verhandlungstaktik mit dem Parlament allein es lohnt, seine Sitzungen zu besuchen. Vizepräsident und stud. jur. Helmut Minor, 6. Semester, groß und blond, trat noch zurückhaltend in Erscheinung. Der Zweite AStA-Vorsitzende Jochen Oppawsky kommt von der Medizinischen Fakultät und wird damit für den Zusammenhalt der sonst leicht auseinanderstrebenden Fakultäten zu sorgen haben. Neben dem Regierungschef saß sein Finanzminister, der vom Parlament wiederbestätigte Finanzreferent des letzten AStA, Werner Hoffmann, natürlich WiSo, 3. Semester, dessen Posten aus

„Gründen der Sparsamkeit“ (!) künftig mit dem Posten des Dritten AStA-Vorsitzenden gekoppelt ist. Zum Parlament selbst: An Damen ist bitterer Mangel! Das heißt, nur drei von ihnen — eine WiSo-Vertreterin und zwei Philosophinnen — entdeckten wir. Anscheinend haben die Frauenverbände größeres Interesse an der Beteiligung am Bundeskabinett. Am Rande des Geschehens saß die „Chefin des Protokolls“, bewährt den Gang der Dinge aufzeichnend, und bescheiden an die Wand gedrückt — last but not least — die Presse. Beobachter und Gäste waren nicht zu sehen. Es ist zu wünschen, daß dies bald anders wird. Die zu erwartenden Redeschlachten im Parlament, von denen wir bereits einen Vorgeschmack bekamen, sind es wirklich wert.

Zu den dringenden Aufgaben äußerten sich zu uns der Parlamentspräsident Gerhard Moos, der die Öffentlichkeit der Studenten an den Aufgaben der Selbstverwaltung „durch geeignete Mittel“ beteiligen will, und der Erste AStA-Vorsitzende Wilfried Faß, der besonders den Einklang zwischen Parlament und AStA und die Notwendigkeit guter Zusammenarbeit mit Rektor und Senat hervorhob. Durch ständige Anschlagtafeln sollen die Studenten auf die Parlaments- und AStA-Sitzungen hingewiesen werden. Besonders dringend sind die Verwirklichung des Honnefer Modells, das auf keinen Fall, wie Wilfried Faß betonte, in eine Hochbegabtenförderung übergehen darf, weil dafür die „Studienstiftung des deutschen Volkes“ zuständig ist. Weiter die Wohnraumbeschaffung, Universitätsfest wie die Belegung der gesamtdeutschen Arbeit z. B. durch die Einladung eines Leipziger Kabarets. Genug der Andeutungen. Wenn es an der Zeit ist, werden wir ausführlich berichten. hhk

Der AStA gibt Rechenschaft

Bericht über die Amtszeit des ersten AStA nach dem Interregnum

Im folgenden gibt der Zweite Vorsitzende des scheidenden AStA einen knappen Rechenschaftsbericht über die Tätigkeit der studentische Selbstverwaltung in den vergangenen beiden Semestern. Wir hoffen, daß der Inhalt dem einen oder anderen der Kommilitonen einige Überlegungen wert ist. Für Anregungen zur Verbesserung der Arbeit wird der AStA dankbar sein.

Die Redaktion

Der Historiker würde das Datum der Amtsübernahme des letzten AStA, den 1. 1. 1957, als Ende eines Interregnums bezeichnen, eines Interregnums, das durch die Interesslosigkeit der Studenten herbeigeführt worden war.

Der AStA sah sich vor die Aufgabe gestellt, der Studentenschaft den verlorengegangenen Einfluß bei Senat und Fakultäten zurückzugewinnen, oder gar, wie Gunther Kurtz nach seiner Wahl zum 1. Vorsitzenden äußerte, zu erweitern. Gleichzeitig galt es, der Studentenschaft zu beweisen, daß die Selbstverwaltung nicht Selbstzweck und Spielerei ist.

Kurtz mußte in seinem Tätigkeitsbericht vor dem Studentenparlament eingestehen, daß es zwar gelungen ist, den Einfluß in den Hochschulorganen zu festigen, daß dieser Einfluß aber nicht erweitert werden konnte.

Beachtliche Leistungen hat der AStA dagegen in den internen Fragen der Selbstverwaltung aufzuweisen. Das Sozialreferat ist an dieser Stelle wiederholt als „Paradeferd des AStA“ hervorgehoben worden, nicht nur wegen der Betreuung der ungarischen Exilstudenten und der Beratung bedürftiger deutscher Kommilitonen (insbesondere aus Mitteldeutschland). Auch die Vorbereitungen für die allgemeine Studienförderung nach dem „Honnefer Modell“ müssen als vorbildlich bezeichnet werden.

Die in der Vergangenheit an der Arbeit des Auslandsreferates geübte Kritik fiel nicht auf taube Ohren: Das Reiseprogramm wurde eingeschränkt, andererseits kam als Novum eine Sternfahrt nach Griechenland. Die Betreuung und Beratung der in Frankfurt studierenden Ausländer wurde intensiviert und durchreisende Ausländergruppen gastlich aufgenommen (u. a. Theatergruppen aus England und Spanien und die „Jamaica Steel Band“). Die Pläne für einen Internationalen Studentenklub kamen gut voran, so daß das Projekt nunmehr kurz vor seiner Verwirklichung steht.

Im Gegensatz zu diesen erfreulichen Ausländerkontakten ist es nicht gelungen, die Verbindung nach Mitteldeutschland auszubauen. Das Referat für Gesamtdeutsche Fragen löste die ihm gestellten Aufgaben (Ausgestaltung der Feier zum 17. Juni, Solidaritätssammlung — Ergebnis: ca. 700,— DM) zwar so gut wie möglich, konnte aber keinen gemeinsamen Vorstoß von Senat und AStA gegen das vom Ost-Berliner Hochschulsekretariat verhängte Reiseverbot herbeiführen. Es blieb bei einer blutlosen „Resolution“.

Der AStA war bemüht, durch Pressekonferenzen und Rundfunkinterviews, das in diesem Jahr besonders große öffentliche Interesse an studentischen Fragen wachzuhalten. Das Verhältnis zum DISKUS war freundschaftlich — was den Vorsitzenden jedoch nicht daran hinderte, den DISKUS in seinem Tätigkeitsbericht dafür zu rügen, daß er der Kritik an der Selbstverwaltung mehr Raum gebe als der Berichterstattung.

Ein Lob gebührt dem Finanzreferenten, dank dessen Sachkenntnis der AStA erhebliche Einsparungen erzielte. Ein weiterer, nicht nur finanzieller Erfolg war das diesjährige Quartier Latin, das einen Reinerlös von 4 300,— DM erbrachte, der unseren ungarischen Kommilitonen zugute kam. Das Sommerfest, ein altes Sorgenkind, schloß mit einem erstaunlich niedrigen Defizit (80,— DM) ab.

Selbstverständlich war der AStA Frankfurt als Mitglied des Landesverbandes und des Verbandes Deutscher Studentenschaften an der überregionalen Studentenpolitik (Vorbereitungen zur Hochschulreform, Kampf um die allgemeine Studienförderung etc.) angemessen beteiligt.

Höhepunkte der AStA-Tätigkeit im Berichtszeitraum waren der Besuch einer polnischen Studentendelegation in Frankfurt und der Gegenbesuch einer Frankfurter Gruppe in Krakau. Es bleibt eine wichtige Aufgabe des gewählten AStA, diese Freundschaft zu vertiefen.

Nicht allein mit der Kontaktaufnahme zu polnischen Universitäten, sondern auf dem gesamten Gebiet der Mit- und Selbstverwaltung ist gute Aufbauarbeit geleistet worden — es sollte dem neuen AStA möglich sein, das Begonnene erfolgreich fortzusetzen.

Ausgaben-Haushalt im Sommersemester 1957

(Stand: 31. 10. 1957)

	DM	DM
Beiträge Verband Deutscher Studentensch.	4609,71	(4450,—)
Beiträge Landesverband	585,36	(550,—)
Personalkosten	4347,50	(3950,—)
Telefon	600,23	(750,—)
Porto	148,59	(250,—)
Büro AStA	353,95	(500,—)
Büro Ausland	329,64	(200,—)
Aufwandsentschädigungen	875,—	(1050,—)
Reisekosten	595,82	(1400,—)
Sozial	2000,—	(2000,—)
Gesamtdeutsches Referat	282,40	(500,—)
Wahl	287,—	(450,—)
Fachschaften	350,46	(500,—)
Betreuung von Gaststudenten	348,64	(500,—)
Sonderkosten	271,23	(400,—)
Sozial, außerordentlich	3998,37	(7276,23)
Chor und Orchester	1829,25	
Studiobühne	1829,25	

Die in Klammern angeführten Beträge bedeuten den vom Parlament genehmigten Haushaltsansatz.

Am Puls gefühlt

Einem Gespräch mit einem Wissenschaftler, der in den zwanziger Jahren an unserer Universität das Kaufmanns-Diplom erhielt, war zu entnehmen, daß damals etwas möglich war, was wir heute in der WiSo-Fakultät schmerzlich vermissen: die Examensthemen waren ihrer Herkunft nach nicht anonym. Man wußte genau, von welchem seiner Lehrer die Aufgabe gestellt war. — Bekanntlich werden beim schriftlichen Examen drei Themen zur Auswahl vorgelegt, wobei jedes von einem anderen Professor gestellt wird.

Da die Themen heute leider anonym gestellt werden, hebt stets ein Rätselraten an: welches ist von wem? Der Sinn dieses Verfahrens scheint nicht offensichtlich. Üblicherweise wird jeder wissenschaftliche Aufsatz vom Autor mit vollem Namen signiert. Das erleichtert die Orientierung. Es ist nach einiger Zeit klar, zu welcher der möglichen verschiedenen Theorien der Autor neigt. Jeder Wissenschaftler hat triftige Gründe für seine Theorie, und niemand wird es ihm verargen, wenn er andere mehr oder minder heftig ablehnt. Obwohl diese Ablehnung persönliches Ärgernis bringen kann, führt sie doch zu immer neuen Erkenntnissen. Es ist daher Aufgabe eines Studenten, die verschiedenen Theorien zu erfassen, zu beherrschen und sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Für verfrüht sollte man es aber ansehen, daß er schon in der Lage ist, aus allen Theorien eine eigene zu entwickeln. Dahin kann er erst während einer späteren wissenschaftlichen Laufbahn gelangen.

Warum werden also die Examensthemen anonym gestellt? Die Begründung, eine eigene Meinung hören zu wollen, erscheint wissenschaftlich bedenklich. Doch wenn schon eine eigene Meinung gebildet werden sollte und sie logisch noch so zwingend ist, wird sie nicht selten verschieden bewertet, je nach der Theorie dessen, der die Aufgabe gestellt hat. Auch ein Wissenschaftler ist hierin nicht über Emotionen erhaben. Es ist ein offenes Geheimnis, wie kritisch „Andersgläubige“ zensiert werden. Warum werden die Themen nicht so offen, die Fragen so klar gestellt, daß der Student weiß, auf welche der möglichen Antworten der Prüfende zielt?

Es ist keine Liebedienerei, sondern ein Zeichen des Könnens, wenn man fließend in der Sprache antwortet, in der man gefragt wird, und nicht in einer anderen oder gar mit einem Kauderwelsch. Wie gesagt, man hatte das schon vor langen Jahren an unserer Universität praktiziert.

Richard Landers

Luise Pollinger

PAPIER · BUROBEDARF · DRUCKSACHEN
Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen

KOLLEG-BEDARF

Füllhalter · Luxuspapiere · Geschenke
Büro-, Zeichen- und Schulartikel

Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt

Frankfurt am Main, Bockenb. Landstr. 131

(nächt der Universität)

Fernruf 77 55 89

Neues von der Neuen Bühne

Die Neue Bühne an der Johann Wolfgang Goethe-Universität nahm an der diesjährigen „8. internationalen theaterwoche der studentenbühnen“ in Saarbrücken mit der Inszenierung der Uraufführung „Hochwasser“ von Günter Grass teil.

Auf der Jahresversammlung des ADS (Arbeitsgemeinschaft Deutscher Studentebühnen im VDS) wurde der Leiter der Neuen Bühne, Karlheinz Braun, zum 2. Vorsitzenden gewählt.

Zum Wintersemester 1957/58 bereitet die Neue Bühne die Uraufführung von „Maskenmenschen“ des flämischen Dichters Michel de Ghelderode vor. Die Inszenierung besorgt Fritz Köhler von Escher.

Kommilitonen(innen), die sich für das Studententheater interessieren, werden gebeten, an der Pforte des Studentenhauses ihre Adresse zu hinterlassen.

Die Neue Bühne gastiert zur Zeit auf Einladung des „International University Theater Festival“ in Istanbul. Sie ist dort Repräsentant des deutschen Studententheaters. Auf ihrem Spielplan steht „Hochwasser“ von Günter Grass in der Inszenierung von Karl Heinz Braun.

Universitätsbuchhandlung

BLAZEK & BERGMANN

Inhaber Dr. H. Bergmann

Frankfurt a. M., Goethestr. 1 (Am Goetheplatz)

Telefon: 23633 u. 25264

Sämtliche Fachbücher aus den Gebieten

Jura, Wirtschaftswissenschaften,

Medizin, Technik,

Naturwissenschaften

Ebert-Küchenhoff-Meiß

DAS AMTSGERICHTLICHE DEZERNAT

begründet von Dr. EUGEN EBERT
15. Auflage

Beispiele und Verfügungsentwürfe
für die gesamte amtsrichterliche Praxis unter Anführung
der einschlägigen gesetzl. Bestimmungen und Ministerialerlasse

Das Werk erscheint in 8 Lieferungen zu je 10 Bogen zum Preise
von 12,— DM je Lieferung. Das Werk kann nur als Gesamtwerk
abgegeben werden.

Grundbuchwesen — Testaments- und Nachlaß-Sachen — Öffentliche
Register — Rechtsstreit und Vollstreckung in das bewegliche Ver-
mögen — Vollstreckungsschutz, Konkursverfahren, Vergleichsver-
fahren zur Abwendung des Konkurses — Zwangsvollstreckung in
das unbewegliche Vermögen — Das Strafverfahren — Familien-
und Vormundschaftsrecht, Verschollenheitsrecht — Das Arbeits-
gerichtsverfahren — Landwirtschaftsrecht.

VERLAG DR. GÜNTER ZÜHLSDORF
FRANKFURT A. M., OEDERWEG 39 A

Bemühungen um Brecht

Es wird viel vom Gewinn geredet, den ein Buch bringen kann: die Verluste dagegen werden kaum erwähnt, die unter der Leserschaft entstehen. Je einfacher jedoch ein Buch zum Verkauf angepriesen wird, um so eher ist der Verdacht berechtigt, daß es sich um ein gutes Buch handelt, das, unbekümmert um eine sterbliche Aktualität, sich allein um die Sache bemüht.

Die Vorbemerkung von Volker Klotz zu seinem Buch „Bertold Brecht — Versuch über das Werk“ zeigt diesen asketischen Zug: Die Studie ist dem Werk Brechts verpflichtet, nicht der Biographie oder einer vorgegebenen weltanschaulichen Fragestellung. In steter Nähe zum Text versucht sie, vom bezeichnenden Detail her, durch Analyse der motivischen, sprachlichen und kompositorischen Züge das dichterische Gesamtphänomen „Brecht“ zu umkreisen und zu stellen.

Das Versprechen wird gehalten, eine Überraschung zwar, wenn man die pseudo-wissenschaftlichen Demutsformeln dagegenhält, die von Sachtrede reden und die Objekte mit jedem Satz betrügen.

Klotz versucht rein phänomenologisch, ohne Rücksicht auf die Chronologie des Gesamtwerkes, das dichterische Thema Brechts greifbar zu machen. Eine Passage aus dem „guten Menschen von Sezuan“ ist der Untersuchung vorangestellt. Sie birgt das allgemeine Gesetz, gleichsam das archimedische Prinzip der dramatischen Versuche Brechts. „Unmöglich ist es, gut zu sein und doch zu leben.“ Mit Recht hat Klotz diesen Konflikt, der mehr ist als eine Resignation aus politischen Gründen, leitmotivisch an den Anfang gestellt, denn mit ihm ist gleichermaßen auch der Impuls gegeben, der Brecht zum Marxismus führte. Politisches Engagement ist nicht der Ursprung solcher Dichtung, wie man gern glaubt, wenn man Politik und Ästhetik kopuliert, genau besehen ein Geschäft ungebührlicher Kuppelerei. Dichtungen besitzen ein Eigenleben, an dem selbst der Dichter nicht zu rühren vermag. Die vier Wände der Praxis, aus der Brecht niemals in nebel-

ferne Abstraktionen ausgewichen ist, werden auch von Klotz respektiert. Seiner Darstellung eignet ein feines Verständnis für dramatische Wirklichkeit. So wird die epische Szenenfolge, die doppelte Perspektive wie alle dramaturgischen Eigenheiten in ihrer Theaterwirksamkeit verstanden. Die Bemerkungen über die Sprache, über die Verhaltenheit und das indirekte Sagen bieten wertvolles Material für eine Stilistik des Brecht'schen Theaters. Brechts Sprache verrät in ihrer Deutlichkeit und ihrer Übersichtlichkeit immer ein direktes Verhältnis zum Publikum: die verschiedenen Sprachhaltungen haben ihre Funktion in der Ökonomie eines Dramas. Ein sicheres Gefühl für dramaturgische Gegebenheiten läßt Klotz ebenso die Theorie vom epischen Theater richtig einschätzen.

Diese erste Gesamtdarstellung Brechts ist mehr als eine Einführung, mit der man heute gemeinhin Dichtungen beglückt und sie den Langfingern ideologischer Interpretation preisgibt. Die Arbeit hat eine Sachlichkeit zum Prinzip. Sie ist eher indifferent und meidet eine Indezenz programmatischen Geschwätzes, das um Ausführlichkeit sich nur bemüht, um Stringenz vorzutäuschen. Die Chronologie einer Dichtung bürgt nicht für deren innere Kontinuität. Klotz hat den Mut zur Resignation, er hört auf zu reden, wo andere anfangen zu schwätzen. So ist sein Porträt von einem vielgesichtigen Brecht zutreffender als das vom Außenministerium. Es ist schwer zu sagen, welches der „eigentliche“ Brecht sei unter den vielen Gesichtern: der Vagant oder der Moralist, der Anarchist oder der Prophet, der Dichter oder der Doktrinär, der Theatermann oder der verbissene Theoretiker. Diese Züge haben nicht einander abgelöst mit der Zeit: Brecht ist mehrgesichtig, er scheint aus ebenso heterogenen Zügen zusammengesetzt wie seine dramatischen Figuren.

homunculus

Volker Klotz: BERTOLT BRECHT — Versuch über das Werk. Hermann Gentner Verlag, Darmstadt, 1957, 140 Seiten.

Drei junge Lyriker

Das lyrische Nachkriegsfieber, das jahrelang den deutschen Jüngling poetischen Wiederholungszwängen unterwarf, hatte der heutigen lyrischen Perfektion die Originalität des Unmittelbaren voraus. Klage, Verzweiflung, Götteranruf, Pazifismus, nehmt den Kindern die Bleisoldaten weg, Trümmer, immer wieder Trümmer und leere Fensterhöhlen — das alles war ehrlich und unmittelbar, wenn auch pubeszent und ästhetisch miserabel.

Die jungen Lyriker von heute haben ein sehr feines Gefühl für formale Effekte, aber ihre Gedichte sind selten von unmittelbarer Kühnheit des Ausdrucks. Sie sind gekonnt, artistisch und hochgezüchtet, aber ihre Metaphern wirken — wie hintergründig sie immer auch scheinen — meist wie aus zweiter Hand, entnommen einem Vokabular, das offensichtlich jedem zur Verfügung steht. Noch ihre ungewöhnlichsten und „kühnsten“ Bilder stehen oft in entlarvendem Gegensatz zur Leidenschaftslosigkeit, mit der sie gesetzt sind.

Die jungen Dichter wollen vornehmlich registrieren. Sie betrachten sich als Seismographen, als Geigerzähler, und der Ausschlag ihrer poetischen Magnetnadel geschieht in der Tat ebenso mechanisch wie beim physikalischen Prozeß. Die jungen Dichter vertrauen mehr auf den Automatismus ihres lyrischen Ich als auf

immanent, der Protest, den sie ausdrücken, wird nirgends zur Phrase. Die persönliche Unrechtserfahrung verleitet ihn weder zu privater Selbstbedauerung noch zu abendländischem Untergangstiefsinn. „Nach der Haussuchung“:

Gut, sie haben nicht alles zerschlagen.
Sie werden abermals kommen,
das wird vergeblich sein.

Schreiben heißt für diesen Dichter Widerstand leisten. Seine lyrischen Möglichkeiten sind variabel, neben der harten Aussage findet sich die sublimen. Immer ist Warnung dabei, Warnung vor allem, was das Leben und die Kunst bedroht. „An eine Seiltänzerin“:

Gedulde dich über diesen Winter.
Deine Trapezstunde behüte dich vor unredlichen Augen.
Wer dir jetzt zusehen will, sucht deinen Fehltritt.
Unkundige Partner bieten sich an.

Den skeptischen verbindet er mit dem ironischen Ton zu be-
stürzender Aussage:

Er verstand es nie,
richtig zu grüßen. Auf Guten Tag
sagte er immer: Vielleicht.

Seine ebenso entlarvenden wie scharf anprangernden Metaphern sind zwingend und sinnfällig, nie primitiv. Er gibt seinen Lesern die Chance, ihn zu verstehen. Die ästhetische Verachtung des Publikums liegt ihm nicht. Er betreibt keinen lyrischen Automatismus. Er weiß sich in seiner Existenz, bei jeder Zeile, die er schreibt, abhängig von den „Anderen“. Er ist Moralist. Er hat kein „Anliegen“, sondern eine thematische Mitte: der Mensch, der es sich schwer macht, dem es schwer gemacht wird, gut zu sein.

Der schmale Band enthält nur 15 Gedichte. Offensichtlich eine kritische Auswahl, an der der erfahrene V. O. Stomps nicht unbeteiligt sein dürfte.

Entschieden passiver als Fuchs gibt sich der 28jährige Walter Helmut Fritz in seinem Erstling („Achtsam sein“, Vorstadt-
presse Biel). Ein „Antennen-Lyriker“, aber ein begabter, sensibel, empfindlich, achtsam:

Das rote Licht unterm Phlox sehen,
den sirrenden Laut hören
hinter dem grünen Vorhang des Tags...

Zentrales Thema ist für Fritz das Ungeschehene, noch nicht Eingetretene, nicht Gedeutete. Er hat ein sehr feines Gespür dafür, daß das Künftige schon jetzt Realität bedeutet. Er spricht von „noch nicht gefragten Fragen“, von „Wellen des Ungeklärten“, vom „Unbegriffenen“, „Unerfahrbaren“, „Ungesagten“.

Aber Fritz macht nicht den Versuch, das Unverständene zu deuten, das Ungesagte zu sagen, das Unereignete Ereignis werden zu lassen im Gedicht. Zunächst mag man angetan sein vom so sich äußernden Ahnungsvermögen des Dichters, aber das Unbehagen befällt einen bald, weil es noch keine poetische Leistung ist, zu sagen, das Ungeschehene habe sich noch nicht ereignet. Der Dichter muß keineswegs bequeme Resultate vorsehen, aber die bloße Empfehlung, hinüberzulauschen „bis das Unerfahrbare

Die Welt der Technik in neuer Sicht

Gartmann

SONST
STUNDE DIE WELT
STILL ...

Das große Ringen um das Neue

416 Seiten, zahlreiche Abbildungen

Leinen DM 19,80

Gartmann schildert das dramatische Ringen zwischen jenen, die das Althergebrachte bewahren, und jenen, die das Neue bringen und durchsetzen wollen, wie das „Niemals“ und „Unmöglich“ der Skeptiker von genialen Menschen überwunden wurde.

Mit einem Kapitel über die Geschichte des russischen und der geplanten amerikanischen Erdsatelliten.

Ein Geschenkbuch für alle, die sich für die technische Entwicklung, die geheimnisvollen Kräfte und menschlichen Schicksale, die mit der Wandlung und Veränderung unserer Welt verbunden sind, interessieren.

ECON VERLAG DUSSELDORF



Weltökonomie, die Bedeutungsminde-
rung politischer Grenzen, eine gewisse Entpolitisierung des Staatenlebens überhaupt, das Erwachen der Menschheit zum Bewußtsein ihrer praktischen Einheit, ihr erstes Ins-Auge-Fassen des Weltstaates — wie sollte all dieser über die bürgerliche Demokratie hinausgehende soziale Humanismus, um den das große Ringen geht, dem deutschen Wesen fremd und zuwider sein? In seiner Weltscheu war immer so viel Weltverlangen, auf dem Grunde der Einsamkeit, die es böse machte, ist, wer wüßte es nicht! der Wunsch, zu lieben, der Wunsch, geliebt zu sein. Zuletzt ist das deutsche Unglück nur das Paradigma der Tragik des Menschseins überhaupt. Der Gnade, deren Deutschland so dringend bedarf, bedürfen wir alle.

Entnommen aus „Deutschland und die Deutschen“. Rede 1945. Aus Thomas Mann „Sorge um Deutschland“. 6 Essays. Fischer Verlag, 1957, 1,50 DM.

Nähe wird“, hat doch zunächst nur mehr programmatischen Charakter, es fehlt der Versuch zur Bewältigung.

Ausgezeichnetes leistet der junge Autor da, wo er auf die bloße Behauptung des Ungeschehenseins verzichtet, wo er gestaltet, wo er — aus feinstem Anlaß — die Welt baut aus „Weiß und Blau“. Das geschieht vornehmlich im Naturgedicht. Die Natur liefert ihm die Zeichen der Zeit. Das Zarte gelingt ihm oft am besten:

Lippenweich
lehnen sich Blüten
an die Stunde
flimmernden Winds.

Horst Bingel, von dem man Gedichte aus verschiedenen Zeitschriften kennt, stellt sich ebenfalls mit einem schmalen Bändchen vor („Kleiner Napoleon“, Verlag der Eremiten-Presse). Es ist in vielem mehr als nur eine Talentprobe. Bingel schreibt Verse von japanischer Kürze, Verse, die aus dem Moment geboren sind, lyrische Stenogramme, entstanden aus scheinbar nichtigem Anlaß. Sein Ziel scheint die einfache Formel zu sein für sinnbildhaftes Geschehen. Aber die rechte Verteilung der Komponenten gelingt zuweilen noch nicht, das Private ist oft noch nicht genügend „übersetzt“:

Was soll die Kurve?
Wo ist ihr Sinn?
Lampen,
Gläser —
Augenblicke,
Zeit nur
zwischen zwei Stühlen.

Bingel sucht einen eigenen Ton. Wenn er der Versuchung des lyrischen Augenblicks mit dem nötigen Kalkül zu begegnen vermag, wird er das, was er hier verspricht, halten.

Helmut Lamprecht

Mikrofilmaufnahmen
Der preisgünstige Weg
zur
Literaturbeschaffung

Sie Photocopie
Gesellschaft
WESTENDSTR. 47, TEL. 775441

den Erfolg thematischer Bemühung. Sie fahren die Antennen ihrer Individualität aus und warten auf die Berührung durchs Objektive.

Wie sich die Zeiten ändern: Bleisoldaten in Kinderhänden sind — seit Kinder wieder Soldaten werden — kein würdiger Gegenstand mehr. Nur keine thematischen Direktheiten. Alles Einzelne ist Ausdruck eines Allgemeineren. Wir reagieren nur das Bedeutsame: Bewußtseinshorizonte, Daseinserfahrungen... — Aber wenigen fällt, wenn sie durch Wälder gehen, noch Brecht ein, dem ein Gespräch über Bäume gefährlich schien, weil es ein Schweigen impliziert über so viel Verbrechen.

Hier ist die Stelle, an der sich der Kritiker verdächtig zu machen beginnt: Aha, er will Agitation! Er empfiehlt Aktualität als Surrogat fürs Dasein! Er verlangt womöglich eine Absicht beim Schreiben! — Er verlangt gar nichts: Er meint nur, daß Absichtslosigkeit — vornehmlich die immer wieder beteuerte — unversehens zur Ausrufe wird, wenn nicht ein epochales, ursprünglich-intuitives Talent vorhanden ist.

Ein Thema zu haben ist nicht genial. Und erst Probleme! Ist's nicht genug, dichten zu wollen? Ist nicht das Schreiben an sich schon ein „heikles“, „hochprekares“, „gefährliches“ und wer weiß was sonst noch für ein schlimmes „Geschäft“ und „Wagnis“?

Günter Bruno Fuchs (Jahrgang 28) ist als Lyriker schon in den „Akzenten“ hervorgetreten. Sein kürzlich erschenenes erstes Versbuch („Nach der Haussuchung“, Verlag der Eremiten-Presse) läßt schon vom Titel her nichts Blasphemisches erwarten. Fuchs schreibt ursprünglich, intelligent und genau. Metaphorisches Blendwerk liebt er nicht. Kritik ist seinen Gedichten wesentlich

Der Zentral-Verlag für Dissertationen Triltsch - Düsseldorf-B,
Jahnstraße 36, druckt Dissertationen preisgünstig. — Angebote
unverbindlich!

„Bewährte Werke für das rechtswissenschaftliche Studium“;
wir bitten um Ihre Aufmerksamkeit für den beiliegenden Prospekt
des Verlages Franz Vahlen GmbH.

Dieser Nummer ist das Jahresprogramm 1958 der „Vermittlungsstelle für europäische Studienreisen“ beigefügt. Es sieht
Auslandsreisen und Auslandsstudienfahrten mit wissenschaftlichen Führungen, individuelle Ferienaufenthalte und internationale Skilager vor. — Wir empfehlen das Verzeichnis Ihrer besonderen Beachtung.

Für Studierende

Vorzugspreis mtl. DM 2,90

In den Semesterferien portofreier Versand an die Heimatanschrift
Bestellungen und kostenlose Probenummern beim AStA

VERLAG CURT E. SCHWAB G. M. B. H. · Stuttgart W · Silberburgstraße 193

Deutsche Zeitung
und Wirtschafts Zeitung

spotlight auf saarbrücken

Notizen zur „8. internationalen theaterwoche der studentenbühnen“

Das Plakat zur „8. internationalen theaterwoche der studentenbühnen“ in Saarbrücken demonstrierte unbeabsichtigt in der Simultaneität von Profil- und Frontansicht das doppelte Gesicht des homo ludens academicus: der schauspielende Student soll sich mit dem studentischen Schauspieler vertragen. Die Aufgabe ist manchmal nicht leicht. In Saarbrücken durften sie alle studentische Schauspieler sein.

Das Programm umfaßte dreizehn Vorstellungen mit Gruppen aus sieben europäischen Ländern. Der Schwerpunkt lag bei den sechs Aufführungen der deutschen Studentenbühnen. Über 400 Teilnehmer bestritten innerhalb von 10 Tagen im Universitäts-campus vor den Toren Saarbrückens ein Festival gleichsam unter sich, wenn man von den Besuchern aus Saarbrücken selbst absehen möchte. Man war „entre nous“ — man verhielt sich dementsprechend. Daß jeder der ständigen Zuschauer in den zehn Tagen einmal selbst auf der Bühne stand, hemmte die Kritikfreudigkeit keineswegs. Im Gegenteil: Ablehnung und Zustimmung bewegten sich meist in Extremen, der Kritik waren keine Schranken gesetzt.

Die Aufführungen selbst sind auf keinen einheitlichen Nenner zu bringen. Es war selbstverständlich, daß die Vertreter der einzelnen Länder nationale Dichtung repräsentierten. (Nur die Deutschen machten hier eine Ausnahme: von den sechs deutschen Bühnen spielten nur zwei je einen deutschen Autor.) Die daraus resultierende Eigenständigkeit läßt keinen weiteren Vergleich zu. Vergleichbar ist jedoch der Stil der verschiedenen Aufführungen. Hier trennten sich deutlich zwei Lager voneinander ab: das mehr auf das Ästhetische gerichtete Spiel der Romanen, deren größere Beherrschung der Form; dagegen der deutsche Schrei nach dem Anliegen, der Aussage... Tiefenlotung auch in Untiefen. Die einzelnen Aufführungen verdeutlichten diese Tendenz.

Die zuchtvolle spielerische Eleganz der Venezianer (Teatro Universitario Ca'Foscari), die zum 250. Todestag Goldonis mit einem Pasticcio aus dessen Werk brillierten, stand in scharfem Gegensatz zu der vergrübelten Art der Kieler, die in Stig Dagermans „Der zum Tode Verurteilte“ nach einem versteckten Tief-sinn suchten.

Bis zur unfreiwilligen Komik wuchs sich dieser Stil bei den Tübingern aus, deren „Fall Pinedus“ (Paolo Levi) in Lachsälven und Weckergerassel unterging. Mit ungewöhnlicher schauspielerischer Intensität, professioneller Beherrschung der Mittel errang das Teatro Espanol Universitario Barcelona mit Lope de Vegas „Es castigo sin venganza“ einen stürmisch umjubelten Erfolg. Dagegen quälte sich Shakespeares „Hamlet“ (Oxford Stage Group) in einer vierstündigen Meininger-Aufführung langsam zu Tode. Der zweite Beitrag Englands (Department of Drama, Bristol), eine Darstellung der Passion nach dem „Ludus Conventriae“ aus dem 15. Jahrhundert, als theaterhistorische

des Studententheaters kann sich gerade hier am besten erweisen. Zum anderen bleibt die Möglichkeit des literarhistorischen Experiments, einer Neuentdeckung aus dem Antiquariat dramatischer Weltliteratur. Aus diesen Möglichkeiten kann ein entsprechender Stil sich entwickeln, der ganz vom Intellekt her bestimmt ist. Nicht die überraschende Perfektion, die dem Berufstheater überlassen werden muß, sondern die richtige Konzeption, die dem Werk eigen und neue Wege weisen kann, ist wichtig. So sehr die technische Bewältigung eines Stückes wünschenswert erscheint, bleibt doch die Forderung nach der richtigen Konzeption zugleich mit der eines echten, experimentellen Spielplans Maßstab für das Studententheater. Daß gerade hier das Bindeglied zum Studium liegt, rechtfertigt die Existenz des studentischen Rechtes. Die Aufführungen, Diskussionen und Tagungen der „8. internationalen theaterwoche der studentenbühnen“ in Saarbrücken trugen viel zur Klärung dieser Fragen bei. Die 9. internationale Theaterwoche des ESTU (European Student Theater Union) wird 1959 in Bristol stattfinden.

K. H. B.

In aller Offenheit

Die Welt ist endlich erschlossen, wenn man den Reden Gehör schenken darf, daß manche Bücher in unbestechlicher Offenheit den brennenden Fragen der Gegenwart zu Leibe gehen. Unzucht sage ich, Unzucht mit Sachen. Was sich die Schreiber nur denken, wenn sie „zu Leibe gehen“.

Das Problem wird sein Leben lassen, wenn man die Offenheit erwägt, mit der es behandelt wird; sie ist der gängige Begriff für eine harte Wahrheit, sie bezeichnet aber auch das Windige dieses kritischen Geschwätzes.

Das Offene ist, wenn wir schon offen sein wollen, oft allzu durchlässig, um etwas Ernstes festhalten zu können.

Alles wird näher ins Auge gefaßt, bis die Dinge tränen — aus reiner Trauer über die Mißhandlung, die sie erdulden müssen. Es wird schonungslos verfahren mit den Dingen wie mit dem Papier. Der Leser solcher kritischen Zentnerworte wird sich genauso wenig wundern wie die Väter dieser Phrasen.

Wenn man zuweilen den Worten Gehör schenken will, wird man zur Überzeugung kommen, daß Dante und Shakespeare nur zweite Garnitur sind, denn der junge Dichter X ist bis zum Letzten vorgedrungen.

Die Kritiker sind Zuhälter der Dichtung geworden und mancher Dichter ist nur Dichter durch einen Hebammentrick des Kritikers.

homunculus.

GROSSE MÄNNER

Wer denkt da nicht an Kant, Goethe, Mozart oder Napoleon und Caesar? Kein Zweifel, daß sie große Männer waren. Dennoch erreichten diese Ruhmvollen nicht die Größe jener, an die ich denke; selbst Caesar müßte zu ihnen aufblicken und ihre Größe neidlos anerkennen.

Ich spreche von den Männern, die mehr als 1,90 Meter messen; — bei den Damen mag der entsprechende Wert um 1,80 Meter liegen, genau läßt sich das bei ihnen nicht fixieren. Gar oft wagt eine 177-Zentrimetrische nicht, Schuhe mit nur zwei Zentimeter hohen Absätzen zu tragen. Sie glaubt, mit einem unansehnlichen Gang in Sandalen und verdorbenen Fesseln mehr aus sich zu machen. Solchermaßen zählen sie zu den Langen, aber nicht zu den Großen. Die Große setzt ihre Füße in aparte Schuhe und meint: auf die paar Zentimeter kommt es nicht mehr an.

Manne 1,90 m, denn dies ist die genaue Höhe, welche die knauserigen Erbauer einer Telefonzelle oder einer modernen Haustüre zugestehen. Verständnissvoll gehen wir gebeugten Nackens durch Patrizierhäuser aus vergangenen Jahrhunderten, daß man aber heute noch so baut, läßt uns

wenn müde-dann HALLO WACH
überall in Apoth.+ Droг.

an die Überlieferung als eine unbezwingliche Macht glauben. Voller Einsehen beugen wir uns auch vor der konstruktionstechnischen Notwendigkeit einer für uns liliputanischen Straßenbahntüre; gewitzigt und voraussehend bleiben wir jedoch mit Vorteil gleich auf der Plattform stehen.

Bei einem Bummel durch die Geschäftsstraßen verleiden uns die tückisch niedrigen Markisen die Freude am geruh-samen Betrachten und sonnabendlichen Schlendern. Ehe unser meist unbedecktes Haupt — der Hut beim Herrn entspricht in dieser Beziehung dem Schuhabsatz der Dame — ein Opfer der heimtückischen Eisenverstrebung wird, pflegen wir, ihr durch Längenreduktion nach unten auszuwei-

chen. Haben wir uns aber trotz aller Hindernisse an das Schaufenster vorarbeiten können, dann erkennen wir unsere Abnormität am Fehlen aller Schuhgrößen über 45. Und beim Kauf eines Anzugs stellen wir immer wieder beruhigt fest, daß wir Großen noch nicht zur amrophen Masse angewachsen sind, würden doch sonst die Kleiderfabrikanten uns längst in ihre Kollektion einkalkuliert haben. Vorerst bleibt dem Verkäufer aber nichts anderes übrig, als zu uns heraufzublicken und zu flöten: „Wir werden umgehend Ihre Übergröße bestellen, mein Herr.“

Ich weiß nicht, ob man darüber sprechen darf, allein, es ist wirklich ein verteufteltes Problem. Soll ich mich mehr an die großen oder an die kleinen Damen halten? Die letzteren haben da Kopfschmerzen, wo ich Bauchschmerzen habe. So lange man sitzt, ist der Größenunterschied noch zu ertragen. Geht man indes spazieren, so ist eine Harmonie unserer Schritte trotz verzweifelter Versuche nicht zu erreichen; an ein Unterhaken, egal wer wen, überhaupt nicht zu denken. Ich rate allen meinen Freudensgefährten: unternehmen Sie gar keinen Versuch, selbst nicht in stockfinsterner Nacht. Das Maximum an Verbundenheit scheint mir in einem innigen Händedruck zu liegen. —

Hingegen läßt sich beim Tanzen, entgegen der landläufigen Ansicht, die aus dem Anblick eines solchen Paares falsche Schlüsse zieht, mehr Honig saugen, wenn dieser Ausdruck gestattet ist. Einzig die Verständigung hält ein wenig schwer, und man ist leider jeder Möglichkeit beraubt, seiner Partnerin ein Kompliment ins Ohr zu flüstern. Das spare man sich auf, bis einem das Glück eine große Dame zuführt.

Im übrigen halte man sich nur an langsame Tänze. Dann stellt sich augenblicklich der Gleichklang der Füße und Seelen ein. —

Vor der Verlobung sollte man sich ferner ins Gedächtnis rufen, daß der spätere Stammhalter und seine Geschwister die fatale Chance haben, einst zwei Meter und mehr gen Himmel zu ragen; — aber es muß nicht unbedingt sein, er kann auch, wenigstens in der Größe, zurückbleiben.

Ulrich Keitel

Misere der Literaturkritik

Beschränkt sich der Kritiker, dessen kompetentes Urteil ein ständig zu vertiefendes Wissen erfordert, auf saubere Arbeit und sein Spezialgebiet, so darf er verhungern. Die Honorare erhalten sein Leben nicht. Infolgedessen arbeitet er flüchtig, weitverzweigt und fließbandartig, um einen Stundenlohn zu erreichen, über den die letzte ungelernete Kraft in der Wirtschaft mit Recht spottet. So „bespricht“ er denn die Bücher. Die Folge sind undurchdachte, schwafelnde, zumeist auch in anmaßend schlechtem Deutsch geschriebene „Kritiken“, deren unverbindliche Plattitüden in Lob und Tadel unerträglich dahinstelzen. Man trifft diese Erzeugnisse einer provozierten oder auch freiwilligen Halbbildung auf Schritt und Tritt. Wie sie die Feststellung zulassen, daß die modrige Quantität von Literatur und Literaturkritik einander entsprechen, so sind sie auch heute gleich dem „Besprochenen“ schon nach einer Saison entweder widerlegt oder vergessen. Denn die Lage ist die, daß die wirkliche literarische Größe gegenwärtig besser schwiege, um nicht in dem sie möglicherweise feienden Sog der Geschäftigkeit an sich selbst irre zu werden.

Es gibt — gewiß — den Ausweg, sich die verantwortungsbe-wußte Kritik durch eine andere Tätigkeit honorieren zu lassen. Aber auch hier bleibt kaum mehr als eine angenehme Beschäftigung zurück, weil ein ungeliebter Broterwerb gerade den Kritiker im Unmaße an der Vertiefung seines Wissens hindert. Würde ohne dieses Wissen aber nicht jede Kritik ohnedies zum bloßen, absolut uninteressanten Meinen?

Doch auch der vereinsamten Kritik aus Verantwortung wirkt viel Lähmendes entgegen. Ihr Schöpfer hat nur eine Stimme unter vielen und kann gleich den Redaktionen der Flut von Neuerscheinungen einfach nicht mehr gerecht werden. So tut er in erzwungener Kürze, die ohnedies seine Aussagen zumeist nichtssagend macht, nicht nur dem Autor und Publikum, sondern auch denen unrecht, die mit dem Buche das größte Geschäft beabsichtigen. Außerdem: will man denn überhaupt noch die Literaturkritik? Ja, begreift man sie eigentlich noch?

Man will sie gewiß noch hier und da, und darum sollte es sich noch immer mit der Kritik verlohnen. Doch das breite Publikum sucht eher die waschzettelartige Inhaltsangabe als jene eingehenden Auseinandersetzungen, die es zumeist als tüftelnd und zänkisch empfindet. Der Hinweis auf Schwülstigkeiten aber dient mehr als Anreiz statt als Warnung, und der naive Stoffhunger regt sich vor allem dort, wo der Kritiker eigens erklärt, daß er wohl allein auf seine Kosten käme.

Also Aufgeben jeder Literaturkritik? — Die Versuchung ist nicht nur übermächtig. Zynische Geistesart meint auch, daß sich selbst ohne Kritik die wirtschaftlichen Gesetze des Angebots und der Nachfrage durchsetzen würden. Gewiß, dann schriebe jeder, was er schreiben zu müssen glaubt. Doch dies bedeutete die unangefochtene Herrschaft von Schund und Tand. Denn wo allein noch das Geschäft regiert, da ist keineswegs die Gefahr beschworen, daß es nicht unanständig gerät. All das aber kann geistige Verantwortung schon um ihrer selbst willen nicht hinnehmen. Das widersprüche der Würde und dem Schöpferischen der Kritik, die die fern, allzu fern Lessing und Schiller erlebten.

Nein, der echte Kritiker wird daher weiterhin wirken müssen, um — niemandem gefällig — in überzeugender und gewissen-gebundener Form zu scheiden! Dieses Gebot gilt gerade für die augenblickliche Situation, deren andeutende und zweifellos noch soziologisch ergänzbare Darstellung versucht wurde. Wie lange freilich der verantwortliche Kritiker unter ihren andauernden und höchst opfervollen Bedingungen noch durchhalten wird, bleibt eine große und mehr als drängende Frage. Bodo Scheurig

Photodruck
preisgünstig für alle
Drucksachen.
Dissertationsdruck.



Aufführung propagiert, ließ einen süßlichen Nazarener-Christus einen realistischen Grand Guignol-Tod erleiden und verfiel heftiger Kritik. Jugoslawiens Experimentiertheater stellte in einer optisch eindrucksvollen Inszenierung einen surrealen Brecht-schüler vor (Nedvidljiva Kapija, Die unsichtbare Pforte); Aachen ließ Brecht selbst zu Wort kommen („Die Ausnahme und die Regel“), kam indes in seiner Inszenierung in Konflikt mit dem Theatermann Brecht. Die Türken (Universiteler Tiyatrosu, Ankara) wandelten Georges Neveux' „Le Systeme Deux“ mit folkloristischen Schattenspielelementen um (Karagöz und Ortaoyunu), das Jeune Théâtre de l'Université Libre de Bruxelles ließ die alte Farce des „Jeu de Saint Nicholas“ als pantomimische Burleske neu erstehen. Heidelbergs „Theater im Gewölbe“ strapazierte sich übermäßig mit Adamows „Ping-Pong“, dessen Regiekonzept nicht ganz aufging. Mut zum Experiment zeigte die Frankfurter „Neue Bühne an der Johann Wolfgang Goethe-Universität“, die sich mit der Inszenierung der Uraufführung „Hodwasser“ von Günter Grass trotz heftiger Kritik am Stück einen starken Erfolg erspielte. Erlangen schließlich hatte eine „Spanische Komödie“ (von den vertauschten Rollen nach Rojas Zorrilla von Cloppenburg) ausgegraben und strafte in konsequenter Stilisierung die deutsche Humorlosigkeit Lügen.

Die täglichen Diskussionen ließen klar erkennen, daß sich an der Grundfrage der Studentenbühnen seit der 1. internationalen Theaterwoche in Erlangen (1948) kaum etwas geändert hat: was sollen die Studenten spielen? Daß nach dem Krieg der Spielplan der Studentenbühnen zum großen Teil interessanter, echter war, läßt sich aus dem Nachholbedarf der deutschen Bühnen erklären. Inzwischen haben sich die Verhältnisse längst ausgeglichen, die Frage nach einem echten Spielplan für das Studententheater blieb. In Saarbrücken ergab sich in den Diskussionen immer wieder die Alternative: An erster Stelle steht die Forderung nach dem Experiment, dem literarischen Experiment, das dem Berufstheater auch heute noch wegen finanzieller Gründe und einem Unbehagen am Neuen versagt sein muß. Die sogenannte Freiheit

MODERN REISEN- MODERN ZAHLEN ! Ein Postscheckkonto erfüllt Ihre Ansprüche an den fortschrittlichen Zahlungsverkehr
Jedes Postamt berät Sie gern



Pope sticht in See



Geringfügig war das, was seinen Namen trug; trat im Gedränge einer versehentlich nicht auf ihn, war er verwundert: Pope — wer läßt d e n schon passieren! Selbst das nützt nichts: bei „rot“ über die Straße flüchten... Hasen hat doch unsereins gejagt, nur weil sie liefen!

— Zum zehnten Dienstjubiläum hatte ihm sein Vorgesetzter die Hand geschüttelt. „Sie sind inzwischen in der Rechnungsabteilung unersetzlich geworden!“ Pope kokettierte etwas mit seiner Verlegenheit — hielt den Kopf schräg wie ein Huhn, das nach dem Habicht äugt —, er war ganz verliebt in diese Kopfhaltung, wie sie seinem Gesicht einen knabenhaften Ausdruck gab...

Sie müssen den Kopf geradehalten, wurde die Paßbildphotographin ungeduldig, und als er nicht gleich reagierte, rückte sie ihm — wie der Friseur einen störrischen Jungenschopf — mit gespreizten Fingern das Gesicht zurecht —

„Auf die Ware selbst legen Sie doch wohl keinen Wert?“ lächelte die Verkäuferin, nachdem er ihr einen größeren Schein hinübergereicht hatte. „Nein, danke, wenn es Ihnen recht ist...“ blieb Pope noncholant und verließ mit leeren Händen Witwe Grimbart's Gemischtwaren. —

Pope, — da trimmt er gegen den Wind, unter seinem Buckel versteckt, die Schultern um die Brust gerafft und schwer von Blicken — ob sie ihm galten oder nicht galten: gleich...

Und der Wind lief ihn an, unter den Fledermausflügeln die ganze Schwüle eines verfrühten Mai. Lenz war's, die große Zeit der Hals-, Nasen- und Ohrenärzte! Nur schleichen abends, atmen und die Arme straffen! Pope, wo Häuserschatten ihn schützte: kroch unter dem Buckel hervor — Maulwurf —, und die Dämmerung stand ihm gut.

Abgehen ließ er die Tram achtzehn Uhr sechs, Heinrich fuhr damit, Söderboom, Schulz — wer würde es registriert haben? Namen aus Illustriertenromanen; der brauchte vielleicht morgen die Akte, der gestaltete seinen Beförderungsantrag abschlägig, der würde sich morgen schon beim Wohnungsamt erkundigen, ... mal fragen, ob Popes Wohnung freigeworden, weil kein Licht gebrannt habe nach Feierabend. —

— In die Gasse schlug er sich, Kopfsteinpflaster katzbuckelte unter seinen Sohlen. Da sprang der Sturm wieder auf die Füße. Breitbeinig, unterlief ihn, und schlug ihm die Wehr hoch; mit einem Schweif von Staub und Papier sprang er über Pope hinweg. Bald fledderte er wie beiläufig an den zappelnden Laternen, ließ sich aus den Baumkronen zur Erde zurückfallen, wegelagerte schon in der nächsten Tor-einfahrt, im Gebälk der Schatten rüttelte er, an den Firsten, zurrte an der nassen Plane des Himmels, am Schädeldach der wehrlos geöffneten Stadt.

Nur schleichen abends — es trieb Pope die Gasse abwärts. „Wer fürchtet sich vorm Schwarzen Mann?“ Alle, Pope! — An der Brücke, da lag das Schiff, weiß, verwaist, die Fenster bargen warme Dunkelheit, von Abfällen roch es am schwankenden Ponton herauf. Die Trossen — da gingen die Ratten an Bord, oder die blinden Passagiere, die nach Haifa fahren, im Ankerraum versteckt, oder nur bis Windloch, wo bald die Kirschen reiften, Silberpapier die Stare vertrieb.

... Nur am Bug stehen, der Orgelpfad der großen Schiffe im Ohr! (Pope, Du gebierst ein Hirnei, ein Hahnei, Pope, glaubst Du, ein Ufer südlich fühle sich durch Pope veruntreut?)

Da hing er schon an der Trosse, — Rattenritt — und — ach, die Kammerjäger sind bei Neumanns! — zog sich hinüber, breiiges Blei unter sich, brühigen Brei, und mit übergeschwungenen Beinen ertastete er feste Planken im Schiffsleib.

Leise, das Holz schläft noch vom Winter! Er glitt zu den Fenstern, er versuchte Konturen im Innern wahrzunehmen. Da saß die Göttin der Stille im Halbdunkel, lockte mit ver-

läßlichem Mobiliar, lockte, Pope, dieses Weib! — warf sanfte Schleier auf von Staub. Leise, sich an der Scheibe aalen! Da bettelten die Tische um Rauch die Aschenbecher, das winters ausgetrocknete Holz um Bier, das überschwappte aus den Gläsern! Da saßen sie beim Filet und sangen: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“, wenn es vorüberzog, schönes Urlaubsschiff, wieviel Gezeiten der Volkswohlfahrt haben dich auf- und niedergetragen?

— Pope, einer, der hing in Stricken an den Mastbaum geschnallt, empfing gelassen den Klabaftermann; Ufer nur, damit man auf ihn wartet, sterben nur, damit man um ihn trauert... Einer überschrie die Fabriksirenen, stopfte den Rauch in die Schlotte zurück.

Pope, wie viele Fische werden deinen Kiel vorbeiziehen sehen, Fische, die du sonst nur nach ihren weißen Bäuchen kennst im Industriefuß oder bei der Witwe Grimbart in Öl, wie viele Haie, die dich auf ihre Speisekarte setzen werden, solche mit kleinen, falschen Augen und großem Maul — Direktor Bolz! —, wenn du das zappelnde Ruder bändigst!

Heftig brach der Sturm wieder los, Pope duckte den ersten Wischer ab, aber schon der nächste Schlag rammte ihn von vorn. Wie einen Knebel trug er ihn vor dem Mund. Er schnappte nach Luft, die sich atmen ließ, fühlte sich für einen Moment befreit, dann lag er plötzlich weich in der Hand des Windes, glitt dahin wie gebettet in einen riesigen flaumigen Kissenturm. — Alles war Wind: Wäre Pope eine Mühle, Don Quichote hätte ihn für einen Hubschrauber gehalten. Hätte Pope Segel, er hätte die Zeit überflügelt und noch vor Kolumbus Amerika entdeckt, so drehte er sich, fauchte, lachte, ließ die Haar fliegen. Flüsterte der Anker nicht schon herauf? Dümpelte der Schiffsleib nicht schon sich ein wie eine Tänzerin im Auftakt?

Die Folgen eines Unfalles

In meiner unmittelbaren Nachbarschaft zogen zwei Herren ein: mit so wenig Möbeln, daß sie gleich das Mißtrauen des ganzen Hauses erweckten. Ich hätte ihnen nicht viel Beachtung geschenkt, wenn mir nicht einer von ihnen begegnet wäre, mit einem Bündel Zeitungen die Treppe hinaufeilend. Als er mich erblickte, blieb er atemlos stehen und sagte nach einigen mißlungenen Versuchen eines vollständigen Satzes:

„Die Ideen liegen auf der Straße“

Er bemühte sich, den einfachen Worten eine tiefe Bedeutung zu geben. Dann überfiel ihn wieder Hast. Er preßte seine Zeitungen enger an sich, schaute mich bittend an und

WOLFGANG MAIER

SAND ist das Meer wie eine schlafende Katze?

sind die Augen einer schlafenden Katze
grün wie das Meer?

übern Sand gekommen übern Mond gekommen

du hast dich nicht sauber gewaschen mein Kind
komm

ich will dir den Mondbaum zeigen, wenn
deine Hände sauber sind
darfst du den Mondbaum sehen

der Mondbaum ist
der rot ist

aus kleinen Langusten
dein Vater kommt abends,

der streicht sie rot
dein Vater morgens der

streicht sie rot
ein Riß in meinen Augen

schau
das ist der Mondbaum
meine Hände sind rot

sieh
das ist dein Vater

der darüber geht
mein Haar ist nicht gescheitelt nicht gekämmt

mein Mund ist braun ist grau ist lila wie das Meer
mein Leib ist schnell ist schwer ist lila wie das Meer
in meinen Haaren wächst ein Nest aus Salz
so schmecke meinen Mund

so süß so bitter so

Es bleibt unklar, wer Popes spielerische Kommandos auf so sarkastische Weise verwirklichte: Die Weidenmumien der Uferböschung wichen zur Seite, gaben den Blick frei, die Lichter der Brücke spielten einen Jahrmarkt von Farben aufs Wasser, der sich ihm glauben machen wollte, den er mit einem Augenzwinkern übergang, so sehr ritt er dahin unter der Nacht, unter dem Zirkushimmel, den die Stadt aufgespannt hatte, um soviel Nacht zu fassen, Himmel, der unaufhörlich Sturm lieferte, Wolkenbonzen, die über den Mond wegstürzten, atemlos, als gelte es irgendwo hinter dem Horizont die Anarchisten auszuheben; so trieb er hinaus.

Pope erschien am nächsten Morgen nicht im Büro. Auf der Suche nach dem verlorengegangenen Schiff förderten Taucher unter anderem eine Anzahl antiseptisch verschlossener Aquarien, einen sich wild sträubenden Zentauren und einen Stiefel vom Grund der Flußmündung ans Tageslicht.

Pope war's, man schnitt seine Aktentasche aus dem Magen eines großen Fisches. Ihn selbst entdeckten sie nicht: seine schwarze Gestalt, wenn sie zwischen den Schiffen umhergeisterte, den Lichtern nachsah, die im Nebel über den Fluß hinaufzogen; oder streifen abends durch die Hinterhöfe der Gasthäuser, wo die Männer stehen, die Handschuh mit Bier geschärft, eine Frau mit den Fäusten aushandeln; und hinter den Gardinen: kann Pope sie sehen, die geröteten Mopsgesichter, die Leiber zwischen Tisch und Stuhl geklemmt, eine Luft, als ob ein Beinstumpf gärt, und das Kellnerchen, dieser Stengel von einem Kellner — wie soll er sie je hinauswerfen? — flitzt drin herum: „Brot und Wein?“ „Hier!“ — „Schweiß und Bier?“ „Hier!“ Pope aber, mit den Hunden auf das dressiert, was ab und an aus dem Türspalt fliegt: ein Knochen, ein hartnäckiger Zeher, ein Lichtschein... seine schwarze Gestalt, eh er gelassen Quartier bezieht unter den Brücken, in der Gewandfalte eines Brückenheiligen, unter der Achse eines abgestellten Wagens. —

Dann zerdrückt die Witwe Grimbart wohl verstohlen eine Träne...

stürzte, mit einem Schritt zwei Stufen nehmend, an mir vorüber die Treppe hinauf.

Sie wohnten über mir. Nachts konnte ich das Pochen emsiger Tritte hören, ein Staccato, das an Eindringlichkeit mehr und mehr zunahm. Ich zog mich dürftig an und begab mich nach oben. Man öffnete gleich und fragte höflich nach meinen Wünschen, die in so später Nachtzeit sicherlich sehr dringend wären. Ich brachte meine Beschwerde vor und betonte mit Nachdruck die Notwendigkeit meines Schlafes, wenn ich tagsüber konzentriert arbeiten sollte.

Man bot mir einen Stuhl an. Es waren offenbar Zwillinge. Die Verschiedenheit ihrer Kleidung allein half mir, sie zu unterscheiden, wenn auch die Physiognomie des einen nachdenklicher schien.

Man stellte eine Tasse vor mich hin, und ich vergaß bald den Grund meines Kommens, so behaglich fühlte ich mich in ihrer Mitte.

„Trinken Sie ruhig noch. Ich stelle noch etwas Wasser auf.“

„Wir sind glücklich, daß wir uns gefunden haben. Wir arbeiten zusammen“, gestand mir der Unbekümmertere von beiden, der mit mir jetzt allein war, während der andere in der Küche sich beschäftigte.

„Er hat die Ideen, und ich schreibe. Ich schreibe gut, nichts kann ich besser. Einfallen tut mir nichts. Wozu auch? Ich kenne nur Effekte, kehre das oder das besonders hervor, schreibe Ornamente.“

Sein Mitarbeiter, unterdessen zurückgekommen, nickte uns zu. Er hatte eine Zeitung in der Hand, die er überflog, während er manchmal das Gespräch mit einer unverständlichen Bemerkung würzte, die erst im Munde seines Freundes eine verständige Form erhielt. Ein merkwürdiges Schauspiel bot sich mir. Der jeder Anmut und Klarheit bare Tiefsinn wurde in das Oval klärender Formulierung gefaßt. Ich schaute von einem zum anderen. Mir wurde schwindlig. Ich bot um Aufschub für Überlegungen. Schließlich verabschiedete ich mich. Sie begleiteten mich bis zur Tür. Ihre Ähnlichkeit war frappierend, obzwar sie mir versicherten, daß sie keine Geschwister wären.

An die Schritte gewöhnte ich mich wie an das Ticken einer Uhr.

Eines Tages aber geschah es. Einer von ihnen geriet bei einem Spaziergang unter ein Auto. Es war schon zu spät, als sich ein Arzt über ihn beugte und nach seinem Herzen griff. Man holte seinen Mitarbeiter herbei, der die leblose Hand festhielt, während er in einem Buch las. Er schien keine Vorstellung von dem zu haben, was geschehen sei. Dann und wann murmelte er etwas vor sich hin, das niemand mehr verstand.

Das Ende einer Universität

Die afrikanische Sonne sank hinter die dunkelnden Hügel im Südwesten, und langsam und leise stieg die Mondkugel in den Nachthimmel. Zu unseren Füßen in der Heiligen Stadt Fès wurden die Lichter entfacht.

Ich hatte den Mann in der weißen, weiten Djeballah, der neben mir saß, vor wenigen Stunden auf der Straße von Meknès kennengelernt. „Allah sei gelobt, Fremder, du wirst ein Wunder dieser Erde sehen“, hatte er gesagt und mich zur Stunde des letzten Gebetes auf den Hügel von Bordji Sud geführt. Und nun saß ich hier oben und sah mehr und mehr fasziniert zu, wie Driss Mohammed, Professor für arabische Literatur an der Karouii und Bürger von Fès, mir in seiner blumigen Sprache die Geschichte der Hauptstadt des versunkenen maurischen Reiches darstellte. Seit dem 14. Jahrhundert, wo das goldschwere Fès mit seinen 200 000 Einwohnern das Herz jenes Imperiums war, das unter dem maurischen Sultan von Carthago bis nach Kastilien reichte, bedeutete die Stadt im Tal des Perlenflusses die geistige und geistliche Mitte des ganzen mohammedanischen Afrika. Sie besaß mehr Moscheen und Medersas (das sind Koran-Schulen) als irgendeine andere Stadt, und die weltberühmte Karouii, die bedeutendste Moschee Afrikas, faßte an großen Tagen 22 000 Gläubige!

Der Heilige Idriss baute die Stadt im 9. Jahrhundert, und jeder nachfolgende Sultan setzte seine Ehre in ihren mehr und mehr prunkvollen Ausbau. Während auf der gegenüberliegenden Seite des Mittelmeeres, in Europa, die Gotik geboren wurde, blühte hier in der fruchtbaren Ebene, im Schatten des Rifgebirges, die maurische Architektur, jene Kunst, welche das Alhambra von Granada und die Giralda von Sevilla hervorgebracht hat. Die Universität der Karouii war während Jahrhunderten die erste Lehranstalt des Islam, Hochburg orthodoxer Doktrin, Hüterin der reinen Lehre des Propheten und strahlende Mitte der muslimanischen Intelligenz. Aus Afrika und Asien strömten die Studenten herbei, und die großen Professoren der Christen kamen aus Salamanca, Oxford, Paris und Bologna zu gelehrten Gesprächen nach Fès.

Das Licht im Osten ist am Verlöschen. Zwar drängen sich immer noch viele Tausende von Studenten im großen Säulensaal der Moschee, und wenn ein berühmter Professor auf den hölzernen Thronsessel steigt, sind die Strohmatten zu seinen Füßen schwarz von gläubigen Hörern.

LICHTPAUSEN
schnell, preiswert,
erstklassig.
Botendienst---

Die **Photocopie**
Gesellschaft
WESTENDSTR. 47, Tel. 173441

Die große Tradition wurde während der letzten 5 Jahrzehnte zum Anachronismus, die Vernunft zum Unsinn. Der ganze Unterricht ist auf dem Koran aufgebaut. Man kann sich leicht vorstellen, wie aktuell ein Mathematik-, Physik- oder Chemie-Unterricht, basierend auf dem Koran, sein muß! Die hohe Intelligenz und die tiefe enzyklopädische Bildung der Lehrer stehen hier nicht zur Diskussion. Das System jedoch ist überlebt. Die scholastische Denkweise hat im Zeitalter der Kernspaltung nur noch musealen Wert.

In ganz Nordafrika, am deutlichsten im cheriffischen Reich, begegnet man heute einer merkwürdigen Antinomie. Die wenigen Intellektuellen, welche in den europäischen Schulen eine zeitgemäße Bildung erworben haben, verachten die Gelehrten der Karouii. Diese wiederum schauen mit grenzenloser Überheblichkeit auf die „kulturlosen Renegaten“ herab! In den arabischen Ländern ist jenes unerhörte Experiment nicht gelungen, welches in Israel mit Erfolg gewagt wurde: die Überwindung der modernistischen These und der reaktionären Antithese in der neuen nationalen Synthese. In keinem arabischen Land hat mit der Erreichung der Unabhängigkeit jene so oft erwartete Renaissance der Tradition eingesetzt, die für das psychologische Gleichgewicht junger Nationen lebenswichtig ist.

Politisch ist im cheriffischen Reich heute die zahlenmäßig verschwindend schwache europäische Elite an der Macht. Das Problem der Schule und der Lehrmethode ist eine ihrer Haupt Sorgen, denn 96% der Bevölkerung ist analphabetisch. Das seit 20 Monaten unabhängige Marokko muß in wenigen Jahren — will es seine Selbständigkeit erhalten — 5 verschlafene Jahrhunderte einholen. Die neue Elite, die paar hundert europäisch gebildeter Intellektueller, bildet bei weitem kein genügendes Kader. 1957 fehlen nebst den administrativen Kadern vor allem die Ärzte (heute gibt es auf 15 000—20 000 Menschen einen Arzt!), Lehrer und Techniker. Dieser katastrophale Mißstand wird von den Marokkanern natürlich, zuerst und vor allem, der ehemaligen französischen Protektorsmacht vorgeworfen. Die Franzosen haben während der 43 Jahre ihrer Herrschaft in Marokko stets und mit

Erfolg versucht — aus verständlichen Motiven —, die eingeborene Bevölkerung auf ihrem niederen Bildungsstand zu belassen. Der ungeheure Bildungshunger, der wie ein Fieber die jungen Marokkaner befallen hat, erklärt sich deshalb weitgehend aus einer heftigen Reaktion auf die Kolonialzeit und aus einem mehr oder weniger bewußt empfundenen Minderwertigkeitskomplex.

In der Sahara, in der glutheißen Oase des Dra, fand ich einen 30jährigen Scheik namens Seddeg, Kaid der blauen Stämme von Zagora und Herr über eine Region von mehr als 80 000 Quadratkilometern, dessen Gespräch stets mit einer Unzahl von Goethe-, Racine- und Shakespeare-Zitaten geschmückt war, die er bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit — nach einer kurzen Atempause — stolz und mechanisch hinleierte. Der Mann hatte in seiner roten Berberfestung Kisten voller englischer, französischer und deutscher Sprachwörterbücher, Philosophie-, Psychologie- und Literaturwerke, wirtschafts- und rechtswissenschaftliche Lehrbücher und einer Unmenge ausgeschnittener Zeitschriftenartikel stehen. Nach 14stündiger harter Arbeit verschwand

„Ihr Land ist Frankreich, Monsieur!“

Es ist nur ein Sprung von dieser Antwort zur augenblicklichen französischen Regierungskrise. Der algerische Deputierte, der sie bei dem Versuch, auf der Verfassungsgebenden Versammlung der Vierten Republik (1946) die Interessen seines Stammlandes zu vertreten, zur Kenntnis nehmen mußte, ist heute eine der profiliertesten Persönlichkeiten des Front de la Libération Nationale, der sogenannten Rebellen-Résistance.

Tatsächlich verlangt Frankreich heute, nach 11jährigem Herumexperimentieren mit Assimilationstheorien und wirtschaftlichen Großraumlösungen, nicht nur nach einer radikalen Wiederauffrischungskur, wie sie die Regierung Bourges-Maunoury versucht hatte, sondern auch nach einer Verfassungsreform, die den Gegebenheiten in seinem weitverbreiteten Kolonialreich endlich Rechnung tragen soll. Daß die beharrenden, jedem echten Fortschritt gegenüber feindselig eingestellten Kreise — man findet sie nicht nur rechts! — der französischen Nationalversammlung im Augenblick noch tonangebend sind, beweist die Abstimmung über die „loi-cadre“, die bekanntlich zum Sturz der letzten Regierung in Paris geführt hat. Die ganze Tragik des politischen Bewußtseins, die daraus spricht, wird erst deutlich, wenn man bedenkt, daß dieses Rahmengesetz zur Neuordnung Algeriens zwar territorial ausgerichtete Verwaltungsgremien und eine algerische Bundesversammlung schaffen, andererseits aber auch nicht um einen Fingerbreit von den Prinzipien der französischen Souveränität und der Zugehörigkeit Algeriens zum Mutterland abweichen sollte. Das Dilemma scheint nun durch das neue französische „Interregnum“ perfekt zu sein; denn Frankreich hält an der Integration und an der Assimilation fest, wie Guy Mollet, der Vorgänger Bourges-Maunourys, sie am 9. Juli 1957 ausdrücklich dargelegt hat: „Getreu seiner demokratischen und internationalen Tradition ist es (Frankreich) bestrebt, allen Einwohnern Algeriens die persönliche Freiheit zu garantieren und die Koexistenz und die aktive Zusammenarbeit der einzelnen Bevölkerungsteile bei gegenseitiger Achtung vor dem Recht des anderen zu gewährleisten. Es will Algerien zu einer Unabhängigkeit führen, die im 20. Jahrhundert allein wirklich ist und die sich aus der freien Einordnung in eine weltweite Gemeinschaft ergibt.“ Im Ansatz war diese französische Überseepolitik schon 1944 auf der ersten Reichskonferenz des freien Frankreich in Brazzaville, unter dem Vorsitz De Gaulles, vorhanden. Im Geiste des „Frankreich der 100 Millionen Franzosen“ (Mangin) erklärte der damalige Kolonialkommissar P L e v e n : „Im kolonialen Frankreich gibt es keine Völker, die noch auf ihre Bürgerrechte warten, und keine rassische Minderstellung, die abgeschafft werden mußte. Hier leben Menschen, die sich als Franzosen fühlen und die keine andere Unabhängigkeit kennen wollen als die französische.“ Und die Lex Caracalla vom 7. Mai 1946 heftete allen Angehörigen der überseeischen Territorien — ohne sie zu fragen — den Titel eines „citoyen français“ an.

In den folgenden Jahren jedoch — man denke nur an Algerien, Madagaskar, Westafrika — bildeten sich in den einzelnen Teilen der „Union Française“ politische Strömungen aus, deren Herkunft von 1789 nicht zu leugnen ist und die oft in scharfem Widerspruch zur weltweiten französischen Zivilisationsidee stehen. Herbert Lüthy spricht in seinem Buch „Frankreichs Uhren gehen anders“ von dem Zusammenprall dieser Ideologie mit der neuen afrikanischen Wirklichkeit. Er nennt sie einen „Mythos, der ein Weltreich zusammenhielt“ und „so vollkommen mit dem französischen Nationalbewußtsein verschmolzen“ ist, „daß ihre

er gegen Mitternacht jeweils hinter seinem Mückennetz, um bei Kerzenlicht auf einem alten französischen Feldbett „seine“ Bücher durcharbeiten. Kaid Seddeg ist keine Ausnahme im heutigen Marokko ...

Der Bildungsrückstand der Völker des Maghreb ist aber zuerst und vor allem Zeichen des Versagens der orthodoxen Koranschulen. Im Palast des Istiqlalführers Ben Barka kann man genau dieselben bitteren Anklagen gegen die Ulemas, die muslimanischen Geistlichen, hören wie im Lager der algerischen Rebellen im fernen Hammada des Guir. Wenn heute die Führer des tunesischen Neo-Destur, der algerischen Rebellion oder der marokkanischen Einheitspartei Istiqlal in ihren öffentlichen Reden viel von der „Rückkehr zu den reinen Quellen der Tradition“ sprechen, darf man darin nicht mehr als eine billige Konzession an die rückständige Masse des Volkes sehen. Die „Neue Elite“ Nordafrikas ist politisch erstaunlich geschickt und hütet sich wie Gift vor brüskierenden und unkontrollierbaren Entwicklungen. Doch die Stunde des orthodoxen Islam, der scholastischen Lehre, hat im Maghreb endgültig geschlagen. Das „Licht von Afrika“, die Heilige Karouii von Fès, ist am Erlöschen, und mit ihr sinkt das letzte lebendige Zeichen der großen maurischen Tradition ins Grab.

Hans Ziegler

Krise zur tiefsten Krise Frankreichs geworden ist: der Universalanspruch der französischen Zivilisation als menschliche Zivilisation schlechthin.“ Man denkt unwillkürlich an die französischen Historiker des 19. Jahrhunderts, die in Europa nichts anderes sehen wollten, als die Verlängerung Frankreichs. Ein solches Bewußtsein aber scheint gefährlich für die nationalen Tugenden eines Volkes und für die Arteigenheit anderer, von ihm abhängiger Völker.

In den Couloir-Gesprächen rund um den Palais Bourbon und in der Presse hört und liest man viel von der mehr denn je notwendigen Verfassungsreform. Sie müßte in erster Linie die Metamorphose der Vierten Republik in eine Französische B u n d e s r e p u b l i k bringen, deren Mitgliedstaaten die Metropole, Algerien, Madagaskar, Togo, Kamerun, Westafrika, Äquatorialafrika, Guadeloupe und Martinique umfassen würde. Ein Riesenwerk, die einzige Möglichkeit moderner Kolonisation, aber auch eine so variable und variierende Schöpfung, daß ihr von nicht ausbleibenden Emanzipationsbewegungen her dauernd der teilweise Zerfall droht. Das afrikanische Nationalbewußtsein ist nicht damit abgetan, daß man es für altmodisch erklärt. Der Begriff nationaler Größe ist nun mal kein französisches Monopol, dem andere Ambitionen einfach untergeordnet werden können.

Die Volksrepublikaner (MRP), die unserer CDU etwas nahestehen (Vorsicht der Gleichschaltung!), haben ein Projekt zur strukturellen Veränderung des französischen Staatsgebildes fix und fertig für entsprechende Initiativen seitens einer neugebildeten Regierung. Es ist ein Kompromiß zwischen der Pariser Zentralgewalt und den legitimen Bestrebungen der überseeischen Bevölkerungen nach weitgehender „autodétermination“. Was nun aus den Kämpfen zwischen den unter Soustelles Führung stehenden rückschrittlichen Kräften und den aufgeschlossenen Geistern der französischen Parteien werden wird, das werden wir aus der nächsten Investiturdebatte erfahren.

Emil Senn

Heidnische Sachsen

„Wehrertüchtigung“ ist eines jener schier unzähligen Worte aus den Jahren des vermeintlich Tausendjährigen Reiches, an das sich böse Erinnerungen knüpfen. Was wurde in diesen Zeitläuften nicht alles aufgeboden, um Kinder und Jugendliche mit dem Wehrgedanken oder was man darunter verstand, vertraut zu machen! Während die einen sich am Sandkasten in halb-militärischen Übungen Panzer schlachten und Grabenkämpfen hingaben, zogen die anderen ins Freie und erprobten, schon eine Nuance realistischer, was sie später einmal selber und im blutigen Ernst ausführen sollten. Sie robbten durchs Gelände, schlichen sich von hinten an einen fingierten Feind an und verschmierten sich, wenn's nötig war, auch noch das Gesicht — und nannten es Geländespiel.

Was auch heute wieder aktuell ist. Da zogen diesmal, irgendwo im Hessischen, der Bund der Deutschen Katholischen Jugend, die Gliedgemeinschaft „Neudeutschland“, die Deutsche Pfadfinderschaft St. Georg, die Christliche Pfadfinderschaft und der Christliche Verein junger Männer gemeinsam ins Feld, um einmal etwas ganz Neues, wie es hieß, zu starten: ein Geländespiel in der Rhön. Dort angekommen, spalteten sie sich, ohne Anwendung der Konfessionsarithmetik, in zwei Gruppen: in angreifende, heidnische Sachsen und verteidigende christliche Bewohner.

Um es kurz zu machen: das Abendland hat gewonnen. Zwar war der Ausgang der Schlacht lange Zeit ungewiß, doch unter Aufbietung der letzten Kräfte ...

Fatal aber, daß bloße 10 Kilometer den Tatort des seltsamen Spiels von der Zonengrenze trennen, hinter welcher man, wenn auch in weiterer Entfernung, die tatsächlichen Heiden beheimatet wähnt. Das gibt der Veranstaltung einen tragikomischen Akzent. Möglicherweise wird der eine oder andere versöhnt, wenn er von dem tieferen Sinn des Unternehmens hört: es sollte zum besseren Verständnis der verschiedenen Gruppen untereinander beitragen. Haben die Götter, hat Gott (um im christlichen Rahmen zu bleiben) vor die Koexistenz den Krieg gesetzt? Erich Faßbender

Brücken zur Praxis

Handelsblatt
Deutschlands große Wirtschaftszeitung

DER BETRIEB
Wochenschrift für Betriebswirtschaft,
Steuerrecht, Wirtschaftsrecht, Arbeitsrecht

Ermäßigter Bezugspreis für Studierende und Referendare: Handelsblatt DM 3,00 (statt 6,50), Der Betrieb DM 2,50 (statt 6,00)

Kostenlose Probeflieferung durch den Verlag, Düsseldorf, Pressehaus

Briefe an die Redaktion

Macht über Macht

Was Ulrich Keitel im letzten DISKUS „Vom Übel der Macht“ schreibt, zeugt nicht von großen politischen Kenntnissen. Das Grundgesetz, so meint er, häufe auf den Bundeskanzler „Macht über Macht“. Dazu ist zu sagen, daß das Grundgesetz dem Kanzler nicht einen Bruchteil der Macht gibt, die jeder Geschäftsmann in seinem Betrieb hat. Adenauer kann keinen Richter ernennen, keinen Beamten entlassen und kein Gesetz machen. Er bestimmt die Richtlinien der Politik, gewiß; aber wenn der Bundestag die dazu erforderlichen Gesetze nicht beschließt, dann kann der Bundeskanzler mit dieser Bestimmung nicht viel anfangen. Der Umstand, daß die Mehrheit des Bundestages in vielen — keineswegs in allen! — Punkten den Ideen Adenauers folgt, beweist nur, daß den Abgeordneten die Ansichten Adenauers einleuchten, ebenso wie den Bürgern der Bundesrepublik, die sich überzeugend zu Adenauers Außenpolitik bekannt haben. Und was soll der Satz bedeuten, daß Adenauer weniger „demokratisch“ als „autoritär“ sei? Herr Keitel schreibt diese Bemerkung von zahlreichen Journalisten der Bundesrepublik ab, die auch niemals einen Schatten von Beweis für ihre Behauptung erbracht haben. Adenauer hat den beiden zu seinen Lebzeiten in Deutschland bestehenden autoritären Systemen (Nazis und Kommunisten) ablehnend gegenübergestanden. Seine guten Zeiten waren die Zeiten der freiheitlichen Demokratie. Mir scheint, man verwechselt „autoritär“ mit „zielklar“. Ein Mensch, der eine bestimmte Politik für richtig hält und versucht, die Mehrheit für seine Idee

Geldsorgen — mal anders

(Fortsetzung von Seite 1)

Studenten können heute noch gar nicht glauben, daß es diese Förderungsmöglichkeit gibt. Zwar war sie an allen Anschlagblättern der Universitäten und Studentenhäusern angekündigt worden, doch recht dezent und dem eilig zur Vorlesung Strebenden nicht auffallend. Man scheute sich wohl auch, mit Plakaten zu werben, um der aufmerksamen Öffentlichkeit nicht zu viel Anlaß für allerlei Überlegungen zu bieten. Für diesen nicht unbeträchtlichen Teil der Studenten kam der plötzliche Geldregen überraschend. Pessimistisch geworden durch die traurigen Erfahrungen der Vergangenheit, rechneten sie nicht mit plötzlicher Großzügigkeit

Andere, besonders ältere Semester, scheuen sich vor der vorgeschriebenen Eignungsprüfung. Wir sprechen hier von den vielen Werkstudenten, deren „nebenberufliche Werkarbeit“ einzige Finanzierungsquelle einer bescheidenen Existenz ist. Sie hatten kaum Gelegenheit, neben dem Broterwerb wissenschaftlich zu arbeiten. Dieser Typ des heutigen Studenten pflegt etwa ein Jahr vor dem Examen mit spärlichen eigenen Ersparnissen und bestenfalls einem Darlehen das eigentliche Studium zu beginnen, welches ihm freilich nicht mehr als das nötigste Repetitorienwissen einbringt; meist soviel, um die Hürde des Examens gerade noch zu nehmen. So scheuen sich die Studenten, den Professor durch eine Prüfung auf ihre zur Zeit völlig unzureichende wissenschaftliche Qualifikation aufmerksam zu machen. Und gerade hier sollte das Honnefer Modell helfen, vergangene und unverschuldete Mängel auszugleichen. Mit Befriedigung dürfen wir immerhin vermerken, daß die Universität in vielen Fällen großzügig vorgegangen ist, indem sie eine eingehende Prüfung bis zum kommenden Sommersemester verschoben hat.

Eine andere wichtige Erklärung für die Schwierigkeiten der bisherigen Förderungspraxis ist, daß sich die Ausschüsse vielerorts auf solch umfangreiche bürokratische Maßnahmen organisatorisch nicht vorbereiten konnten und sich plötzlich gezwungen sehen, den für ein ganzes Jahr gedachten Fonds in einem Semester ausgeben zu müssen. Aber gerade dieser knappe finanzielle Überhang macht darauf aufmerksam, daß im nächsten Rechnungsjahr — wenn die bürokratischen Kinderkrankheiten überwunden sind und sich die Förderung ihrer Bestimmung nach über ein ganzes Studienjahr erstrecken wird — der finanzielle Bedarf sich erhöhen wird.

Parallel zur großzügigen Förderung kann die Universität nun dazu übergehen, solche Studenten von der Universität zu entfernen, die es mit ihrem Studium nicht ernst meinen. Es gibt in der Tat in Hessen, durch die Hörgeldfreiheit angezogen, eine große Zahl von Scheinstudenten, die sich bereits in einem festen Arbeitsverhältnis befinden und durch die Studienbescheinigung die Sozialversicherung sparen und Nutznießer anderer studentischer Vergünstigungen sind. Bei dem Andrang zu unseren Universitäten und dem effektiven Bedarf an wissenschaftlich geschulten Kräften muß jeder verfügbare Platz für diejenigen freigehalten werden, die wirklich studieren.

Seit diesem Semester gibt es nun also in der Bundesrepublik eine Förderung, die jedem, der eine höhere Schule erfolgreich absolvieren konnte, Gelegenheit zum Studium bietet.

Aber man erwarte keine Dankeshymnen von den Studenten wegen des Goldregens. Vielmehr scheint es genügend Studenten zu geben — dies mag ein Grund für die bisher nicht zahlreichen Förderungsanträge sein —, die besonders angesichts der Praktiken in der DDR glauben, hinter dem staatlichen Zuckerbrot die Peitsche wittern zu müssen. Aber wie sehr der dadurch dokumentierte Wille zur freien Persönlichkeitsentfaltung höchste Maxime des Studenten bleiben muß, so wenig ist in einem demokratischen Staat die Möglichkeit zu staatlicher Gängelung an der Universität zu fürchten.

Genugtuung wird aber erst dann am Platze sein, wenn der Staat seine in dieser Frage endlich bewiesene Klugheit im nächsten Haushaltsplan nicht wieder ad absurdum führt.

Hanns Schreiner

zu gewinnen, ist aber kein autoritärer Diktator. Adenauer zwingt ja niemanden, seine Politik für richtig zu halten. Er hat keine Machtmittel in den Händen, irgendeinen Abgeordneten zu veranlassen, für ihn zu stimmen. Er arbeitet nur mit demokratischen und korrekten Mitteln, die er freilich souverän beherrscht. Daß er seine Ansicht für richtig, die gegnerische für falsch hält, und daß er es womöglich vermeidet, faule Kompromisse zu schließen, ist eigentlich selbstverständlich. Ein Vergleich mit dem Präsidenten der USA ist nicht am Platze. Dessen Macht ist ungleich größer. Er kann u. a. Bundesrichter berufen und vom Parlament nicht gestürzt werden, während der Deutsche Bundestag täglich durch Wahl eines neuen Bundeskanzlers den „Alten“ ablösen kann.

Alexander Böhm

Freiheit und Strafgesetze

Zwei Fragen hat Prassel im „Dilemma des politischen Prozesses“ (Beilage zum Juni-DISKUS) nicht mit der Schärfe akzentuiert, die sie verdienen, nämlich ob und wie die demokratische Willensbildung in der Bundesrepublik vom Strafrichter gelenkt und politische Gesinnung als Verbrechen bestraft wird.

Zur Beantwortung brauchen wir uns um die Tatbestände des Hochverrats nicht weiter zu bemühen: Gewalt sowie Drohung mit Gewalt, Angriff auf Leib und Leben des Bundespräsidenten und dergleichen sind als politische Methoden in einer Demokratie so verfehlt, daß ihre strafrechtliche Ahndung keiner besonderen Rechtfertigung bedarf.

Anders aber liegt es bei den sog. Staatsgefährdungsdelikten, z. B. der Androhung einer Gefängnisstrafe an denjenigen, der „eine Vereinigung gründet, deren Zwecke oder deren Tätigkeit sich gegen die verfassungsmäßige Ordnung“ richten, oder der „die Bestrebungen einer solchen Vereinigung als Rädelsführer oder Hintermann fördert“ (§ 90 a Abs. 1 StGB).

Schutzobjekt ist die verfassungsmäßige Ordnung, praktisch also der status quo. Soweit dieser mit freiheitlich-rechtsstaatlicher Demokratie identisch, ist Schutz durchaus am Platze. Damit aber begnügt sich das Strafgesetz nicht. Denn schon eine Vereinigung, die eine genauso demokratische, genauso rechtsstaatliche und soziale, nur eben andere Ordnung als die des Grundgesetzes mit dem vom Standpunkt der Demokratie aus nicht zu beanstandenden Mittel der Aufklärung und Überzeugung (also ohne gewaltsamen Umsturz!) herbeizuführen gedächte, wäre bereits um des bloßen Zweckes willen strafbar.

Eine zufällige Konstellation — der Einfluß der Besatzungsmächte auf der einen, die Tatsache, daß das Grundgesetz nicht von einer Nationalversammlung, sondern von Länderabgeordneten im Parlamentarischen Rat verfaßt und von Länderparlamenten ratifiziert wurde — verschafft den Ländern eine starke Stellung. Die Grundgesetzverfasser hätten sich aber statt an der Weimarer Reichsverfassung und der Verfassung der USA auch am Vorbild des (zentralistischen) englischen oder französischen Staatsaufbaus orientieren können, ohne Prinzipien zu gefährden, die uns die Abwehr des Volksdemokratismus erstrebenswert machen. Hier soll nicht für und wider den Föderalismus argumentiert werden. Hier ist lediglich zu konstatieren, daß man in der Bundesrepublik heute zwar für die Einführung der Schweizer Direktorial- oder der US-Präsidialdemokratie mit Vereinigungen noch ungestraft agitieren darf (wenigstens bei wohlwollender Auslegung der Strafgesetze, vgl. Schafheutle, JZ 51, 619; Leipziger Kommentar zum StGB, 8. Aufl. Anm. 3 zu § 90 a), daß dieselbe Propaganda für die nicht weniger demokratische, rechtsstaatliche und freiheitliche französische oder englische Verfassung aber Propagandisten, „Rädelsführer“ und „Hintermänner“ gar schnell ins Gefängnis bringen dürfte — wenn nicht Verfassungsschutz, Staatsanwaltschaft und Justiz ihre Pflicht grob verkennen.

So notwendig es war, die Demokratie in Deutschland gegen neuerliches Amoklaufen zu einem „Ermächtigungsgesetz“ zu sichern: die Plumpheit, mit der dies geschah, ist damit nicht geheiligt. Würde ich heute Gesinnungsgenossen zu einem akademischen Verein sammeln, um die Vorteile einer Rezeption der französischen Verfassung (trotz staatsrechtlicher Unmöglichkeit: also rein akademisch) zu propagieren — wäre ich alsbald

vorbestraft. Nicht als Feind von Freiheit und Demokratie, sondern als Kritiker des status quo.

Zugunsten des Gesetzgebers ist allerdings zu unterstellen, daß Denkfaulheit, nicht aber böse Absicht das Ergebnis zeugte. Die Rechtsprechung wird sicher bemüht sein, Härten zu vermeiden. Das kann jedoch kaum darüber trösten, daß in Deutschland nicht nur die Demokratie als Institution, sondern auch ihre demnach allein seligmachende Fassung vom Strafrichter bewacht wird.

Ein zweiter Vorwurf gegen die politische Justiz war, daß sie weniger Taten als Gesinnungen bestrafe, daß sie im Grunde genau das tue, was Art. 3 Abs. III des Grundgesetzes („Niemand darf wegen ... seiner religiösen oder politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden.“) verbietet. Den Zugang zu dieser Frage erschwert die subjektive Verfeinerung des allgemeinen Strafrechts, die die Schuld, d. i. die Gesinnung des Delinquenten, immer stärker berücksichtigt. Und das nicht nur zur Entlastung des Täters. In einer — so extrem allerdings nicht wiederholten — Entscheidung hat z. B. das Reichsgericht in einem Falle, wo ein neugeborenes Kind von der Schwester der Mutter mit deren Einverständnis ertränkt ward, die Mutter als Täterin, ihre Schwester als Gehilfin angesprochen (Bd. 74 Nr. 28), also nicht das eigentliche Tun, sondern die Gedanken bestraft.

Trotzdem ist wohl noch niemand im Zuchthaus gelandet, nur weil er in Moskau den Nabel der Welt erblickt — sofern er es bei der Omphaloskopie bewenden läßt. Müntz er solche Meinung aber in staatsgefährdende Aktion um, dann wird der Straftatbestand erfüllt, und die politische Ansicht kann ihrerseits nunmehr strafverschärfend wirken. Entscheidend ist also nicht die Gesinnung, sondern immer erst die Tat. Das hat der Bundesgerichtshof in einem Urteil vom 6. 5. 54 gegen Funktionäre der KPD klar herausgestellt (vgl. Wagner, Hochverrat und Staatsgefährdung, S. 101).

Fraglich bleibt, ob diese strafbeseitigende „Tat“ nicht so geringfügig sein kann, daß sie als bloßer Vorwand zum Auslösen der Justizmaschine erscheinen muß. Der von Prassel (S. 190) erwähnte Fall des heiratswütigen Wachmannes, der die Zuzugsgenehmigung zu seiner in Ostberlin lebenden Braut erwerben wollte, dabei an den SSD geriet, nichts verraten konnte, weil er nichts wußte, und nach seiner Entlassung von der britischen Dienststelle sich nochmals drüber um die Zuzugsgenehmigung bemühte, muß diesen Eindruck bestätigen. Nach einem Bericht der Frankfurter Rundschau vom 22. 2. 57 saß der Ehe kandidat immerhin fünfzehn Monate in Einzelhaft, ehe das Oberlandesgericht Hamm ihn wegen landesverräterischer Beziehungen mit vier Monaten Gefängnis aburteilte.

Es war rechtspolitisch sicherlich erwünscht, die fraglichen Bestimmungen weit zu fassen, um auch getarnten Totengräbern der Demokratie beikommen zu können. Aber wenn die gesetzliche Umschreibung des Tatbestandes so unbestimmt bleibt, daß bewährte rechtsstaatliche Grundsätze darüber geopfert werden, dann ist ein anderes Regulativ vonnöten: z. B. eine generelle Anweisung der Anklagebehörden, bei der Anwendung der Vorschriften die Böcke von den Schafen im Sinne des Gesetzes auch dort zu trennen, wo es der Gesetzgeber selbst mit der typisierenden Sprache der Normen nicht vermochte.

Ein Vorwurf an die Justiz allein aber ist falsch adressiert, wenn Fehler des Gesetzgebers zu rügen sind.

Udo Kollatz

Führungskrise

An dem Artikel Klaus Ellrods „Führungskrise der Parteien“ (DISKUS, Oktober 1957) mag manches richtig sein. Gewundert habe ich mich nur über seine Behauptung, die Wähler hätten alle 529 Abgeordneten dem Leitbild der beiden großen Kontrahenten untergeordnet und daher ihre Erst- und Zweitstimme in gleicher Weise abgegeben. Der Lehrkörper der Universität Frankfurt stellt zwei Bundestagsabgeordnete. Beide sind mit den Erststimmen ihrer Wähler in den Bundestag berufen worden. In den Wahlkreisen der beiden hat jeweils die andere Partei die meisten Zweitstimmen. (Carlo Schmid wurde in Mannheim gewählt, obwohl dort die CDU die meisten Zweitstimmen erhalten hat; Franz Böhm erhielt die meisten Erststimmen im Wahlkreis Frankfurt III, obwohl dort die SPD die CDU um einige hundert Zweitstimmen überflügelte konnte.) Gerade in der Frankfurter Studentenzeitung sollte dem doch Erwähnung getan werden.

Jakob Möb

Zwei Schwalben machen noch keinen Sommer. Die Redaktion

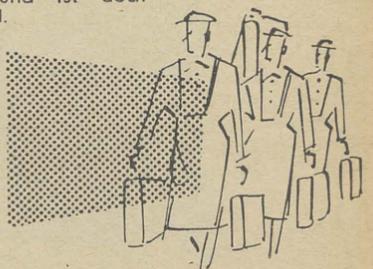


... auf Ihrer Couch sitzen Sie im ZUNDAPP-JANUS. Selbst auf das gewohnte „Beine-übereinanderschlagen“ brauchen Sie nicht zu verzichten.



... auf Ihrer Couch können Sie Ihr Mittagsschlöfchen halten während langer Fahrt oder gar übernachten.

... können Sie alles bei sich führen, womit Sie Ihre Fahrt erleichtern. Schnell läßt es sich verstauen... und ist doch gleich zur Hand.

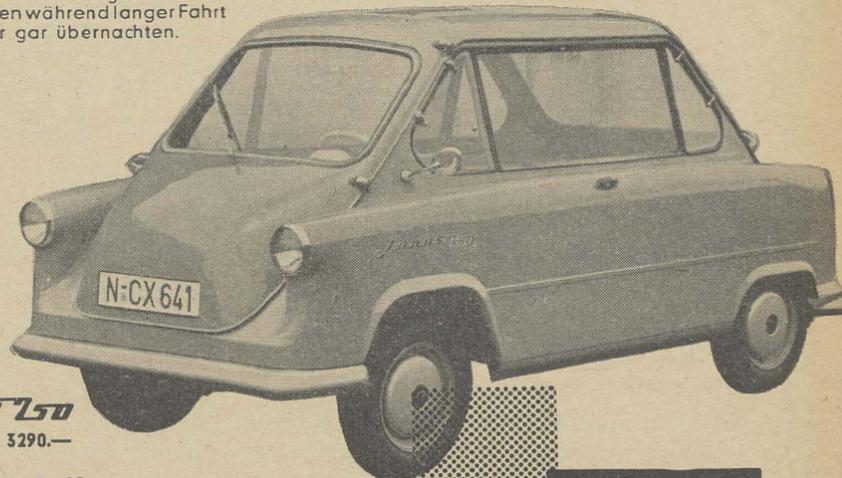


Bequem wie zu Hause

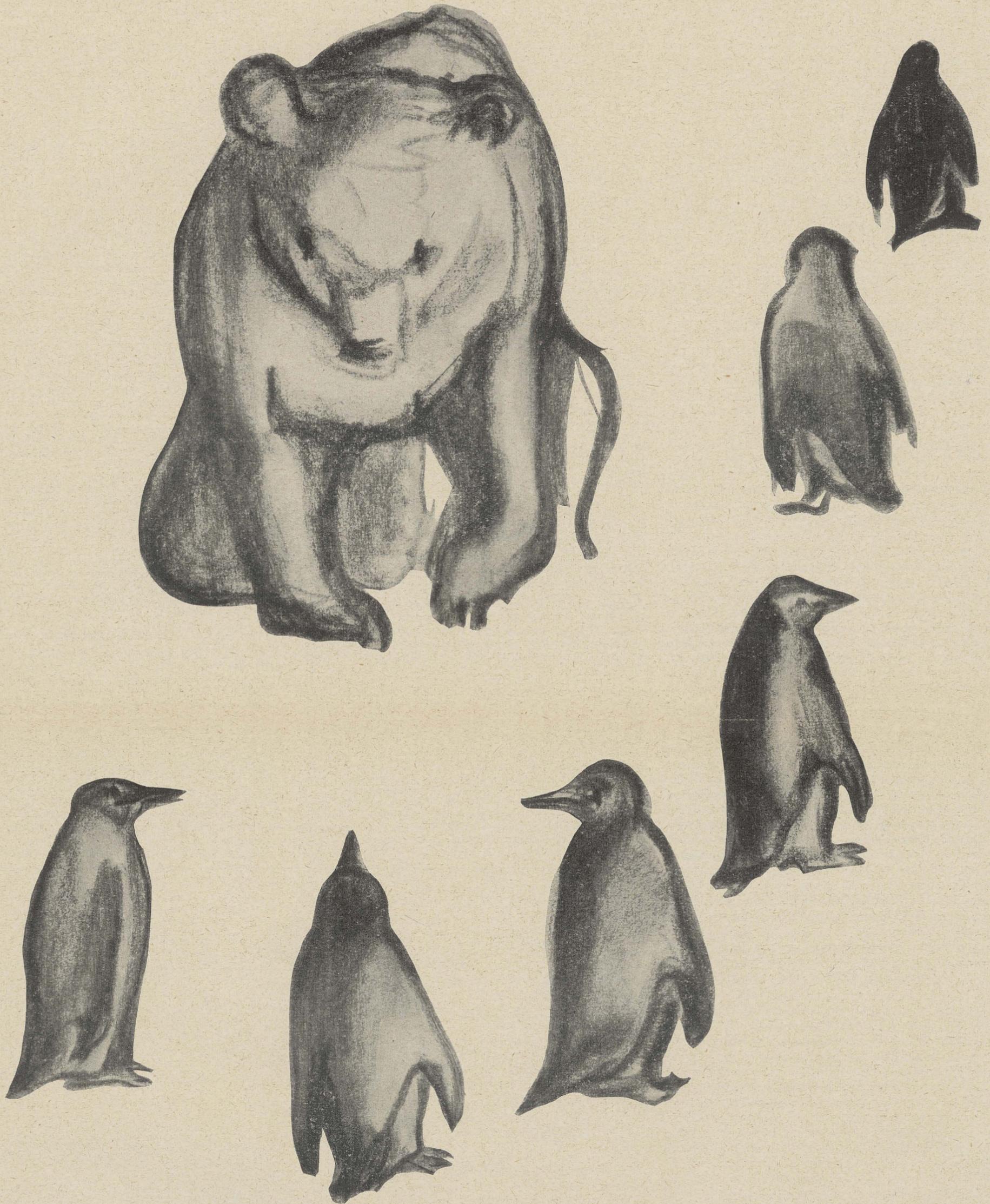
... und nicht beengt fahren, war bisher nahezu Privileg teurer Wagen. Daß dies im Kleinwagenbau ebenfalls möglich ist, zeigt der „JANUS“ von ZUNDAPP. Geräumigkeit, Federung und Straßenlage überzeugen schon bei der ersten Probefahrt.

JANUS 750
ab Werk DM 3290.—

ZUNDAPP WERKE GMBH
NÜRNBERG-MÜNCHEN WERK NÜRNBERG



Inspektion der Pinguine



„Gut!“ sagte der distinguierte Pinguin und sah in die Runde. „Es ist durchaus möglich, daß es Dinge gibt, die wir noch nicht kennen.“

Er steckte seinen Schnabel ins kaltblaue Wasser, strich über seinen Frack, eine Prozedur dezenter Manieren, und ging mit seinem Gefolge an Bord eines Schiffes, das zu verschiedenen Zwecken bereit lag. Dort stand man noch eine geraume Zeit versonnen an der Reling, den Schnabel nach Süden gewandt, bis das Schiff den Anker lichtete.

Weiter oben angekommen, ging man mit Migräne an Land, schüttelte den Frack aus und traf einen Wanderzirkus, der einen Bären zum Tanz und zum Vergnügen mit sich herumführte. Die Pinguine, auf Neues genauso erpicht wie auf polare Bequemlichkeit, ließen sich nieder, und bewunderten die Tanzfiguren des Bären.

„Gut!“ sagte schließlich der distinguierte Pinguin, „das ist also der Tanz, von dem ich hörte, er sei gegen Schmerzen.“ Er wagte ein paar Schritte in derselben Art. Schließlich folgten ihm alle Pinguine, die Frackschöße gegeneinander schlagend, daß der Bär sich auf seine Hinterpfoten setzte und lachte.

„Meine Herren, es ist Ihr komischer Frack, über den Sie nicht hinauskommen. Sie müssen mehr aus sich herausgehen.“

Aber gerade daran lag es. Die Pinguine schwiegen verstimmt und zeigten dem Bären ihren schwarzglänzenden Rücken. Fürderhin wurde nie mehr an ihnen beobachtet, daß sie tanzten. Sie hatten genug gesehen, gingen zurück an Bord, und, zu Hause angekommen, fraßen sie Fische mit dem Vertilgungswahn der Rache. Sie trugen ihre Fräcke, von der Natur auf Maß geschnitten, mit polarer Nonchalance, obwohl sie nackt blieben: denn die menschliche Phantasie hatte sie angezogen, der Mensch, der seine eigene Scham bei allen Tieren wiederentdeckt.